Ueber Faunen, Satyrn, Panen und Silenen.

Einige Gespräche.

Zweiter Theil.

Sunt mihi Coelicolae, sunt caetera Numina
Fauni!

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1791.

LB
Coburg

Zueignung

an

Herrn — — W—!

— — Clario missa legenda Deo!

Ovid. Fastor. L. 1. v. 20.

Der Autor ist:

Der Satyr Marsyas, der eine von der Minerva weggeworfene Flöte aufhebt, hineinbläst, und sich wundert, daß sie Töne hervorbringt.

— — — at usum
Nescit, bezeugt Ovid. Entschuldigen Sie die Rauhigkeit

des Gesanges. Marsyas fodert Apoll nicht noch einmal zum Wettstreit auf, denn die Liebe zu seiner Haut hat ihn bescheidener gemacht, als er's in den Gemälden der Dichter und auf antiken Kunstwerken ist. Er überläßt es dem Orakel des Clarischen Gottes, welcher heute diese Zeilen empfängt, zu entscheiden, ob Minerva sagen wird:

Sum tamen inventrix auctorque ego carminis hujus.

Ovid. Fast. L. VI.

Vorrede.

Ein über meine Erwartung günstiges Schicksal hat dem ersten Theil der Gespräche über Faunen, Satyrn und Silenen, den Beifall einiger anerkannten kompetenten Richter in diesem Fache verschafft, und dieser Beifall war das Motiv, welches mich zur Fortsetzung dieser Dialogen bestimmte. —

Eine besondere Veranlassung, worüber ich mich zu seiner Zeit näher

erklären werde, bewog mich, in diesem zweiten Theile die Nahmen der Personen, welche sich miteinander unterreden, abzuändern, und statt Walther und Lienhart, den Markis und den Baron zu setzen.

Das ist ungefähr alles, was ich in der Vorrede zu sagen hatte. Der Anhang, welcher unter mehrere Lettern des Alphabets vertheilt, und hinter den Dialogen befindlich ist, dient zur Erläuterung einiger Materien, die in den Dialogen selbst berührt worden sind.

Erstes Gespräch.

(Die Scene ist im Garten des Markis.)

Ad solitas veniunt silvestria numina
fontes.

Ovidius.

Der Baron.

Markis! ich schätze mich glücklich, Sie in Ihrem schattigen Berceau anzutreffen. Der Herbst ist meine Lieblingsjahreszeit, und hier — im mittäglichen Frankreich, wo er alle Geschen-

ke des Bacchus und der Pomona mit freigebiger Hand und lächelnder Mine in den Schooß der glücklichen Provenzalen ausschüttet — hat er doppelten Reiz für mich. Ich regrettire den Sommer hier weniger, als in meinem Vaterlande; denn ich merke kaum, daß er vorbei ist: und was seine Flucht uns ankündigt, das ist nicht jener strenge starre Winter, der mit seinem von Eiskrystallen blitzenden Zepter einige Monate lang die Ufer des Rheins und der Elbe tyrannisirt. — —

Der Markis. Sie sind mir willkommen, Baron! Die Huldigung, welche Sie dem Autumnus und den

Vorzügen unsers sanftern Himmels leisten, verkündigt mir in Ihnen einen Dichter, so wie ich bisher in Ihnen einen Philosophen verehrte. Es ist wahr, unter einem feuchten und trüben Himmel, in einer Gegend, welche ein halbes Jahr die Strenge eines nordischen Winters drückt, genießt man das Leben — dieses zweideutige Geschenk der Natur — nur halb. Die Objekte, die uns dann umgeben, sind nicht heiter und lachend genug, um diese ihre sanfte gefällige Farbe unserer Seele mitzutheilen, und sie — wie Sie es einmal nannten, — zu jener glücklichen Hilarität zu stimmen, welche

rosenfarbnes Licht und belebende Wärme über alle, oder doch die meisten, Auftritte des Lebens verbreitet. — — Wissen Sie aber, Baron, mit welcher Reverie ich mich in der Einsamkeit meines Gartens eben beschäftigte? —

Der Baron. Wenn unser Markis etwas jünger wäre — — ich sage: etwas jünger, weit entfernt, ihn für alt anzusehen! — so würde ich glauben, er habe jene freundliche Gottheit verehrt, welcher dieses dichte Myrthengebüsche heilig ist. Dieses Lieblingsbäumchen des Sohnes der Cythere, wo siehet man es besser gepflegt und schicklicher angebracht, als im Garten

des galanten, des jovialischen Markis, obgleich meine Freunde Savary, Mariti, und Sestini sagen, man müsse nach Kreta, Sicilien, Cypern und Syrien reisen, um es in seiner ganzen Schönheit zu sehen? —

Der Markis. Ich suche mich von der Realität einiger Wesen der antiken Mythologie — wenn es möglich ist — zu überzeugen. Denn unter uns, Baron, ich finde es so angenehm, mir die reizenden Solitüden dieser Gegend durch ihre Gegenwart belebt und verschönert zu denken, daß ich mich über den Punkt ihrer Existenz gern täuschen möchte. —

Der Baron. Erlauben Sie mir, Markis, Ihnen zu sagen, daß Sie eins von den Gesetzen der zwölf Tafeln zu übertreten eben im Begriffe sind. Separatim nemo habessiit Deos neve novos — und das sind Ihre Götter wohl nicht? — sed ne advenas nisi publice adscitos privatim colunto. Vielleicht aber ist es nur die Existenz und der Dienst Amors, Cytherens und der Grazien, welche Sie zu constatiren suchen. Diese Gottheiten sind in Ihrem Vaterlande allerdings — publice adsciti. Wer kann daran zweifeln, als der, welcher weder die Sitten des feinern und aufgeklär-

tern Theils der Nation, noch die Werke Ihrer schönen Geister studirt hat? —

Der Markis. Sie lassen meiner Nation Gerechtigkeit widerfahren; aber ach! Baron, mir erzeigen Sie mehr Ehre, als ich verdiene. Meine Einbildungskraft brütet seit einiger Zeit über einer Art von antiken Halbgöttern, welche weder so bezaubernd wie die Paphische Göttinn, noch so klein, niedlich und schalkhaft, wie ihr Junge mit dem Köcher, noch so voll Anmuth und unnennbaren Reizes, wie die Grazien sind, welche Apelles gemalt und unser Bernis besungen hat. Ich belausche in den

schattigen Gebüschen die Spiele tanzender Satyrn, überrasche mit Chromis und Mnasylos den alten Silen in einer Grotte, und wünsche, daß er — wenigstens Aegle, der schönsten der Najaden, zu gefallen, noch einmal von den verborgenen Dingen der Vergangenheit und Zukunft singen möchte. —

Der Baron. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Verwandlung, Herr Markis! — Sie sind Bacchus, den ein Chor fröhlicher Satyrn umgiebt. Dort — sehe ich Ihren Weinberg. Vielleicht daß es auch mir gelingt, unter dem Schatten der Reben einen

schlafenden Faun von Ihrer Suite zu erblicken. —

Der Markis. Das kann ich Ihnen nicht versprechen, Baron! — Wenn ich Ihnen auch eins dieser zweideutigen Wesen von ferne zeigen wollte, so würden Sie, anstatt ehrerbietig stehen zu bleiben und Ihre zu Zweifeln geneigte Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens an die alte Sage, an die Offenbarungen der Poeten, und an meine, als eines ehrlichen Mannes, Versicherung, gefangen zu nehmen, vielmehr in einer größern Nähe sehen, und sogar das gezeigte Objekt fühlen wol-

len. Sie würden sich, als ein Schüler des Carneades, nicht mit der Betheurung begnügen, daß ich und andere, den Pan in der Nähe gesehen und sogar — durch Betasten uns von seiner Realität zu versichern den Trost gehabt hätten. —

Der Baron. Ich bin, wie Sie wissen, sehr kurzsichtig, Herr Markis. In einer gewissen Entfernung erkennen Sie sehr deutlich, daß das Ding, welches ich etwa dunkel erblicken möchte, ohne zu wissen, was es ist, ein Faun sey, der auf einem Schlauche ruhet. Mir ist es bloß ein Etwas, welches ich unter keine naturhistorische

Kategorie zu bringen, auf keine Species zu referiren weiß, weil ich — nicht in die Ferne sehen kann. Wenn ich Ihrem Zeugniß, lieber Markis, in Ansehung einer mir so fremden, ungewöhnlichen, auffallenden Sache, als ein lebender Fawn oder Aegipan ist, gleich Anfangs nicht trauen sollte, so entscheidend auch die Versicherung unseres Markis, er habe einen Hasen, ein Feldhuhn, einen Ortolan in seinem Weinberge gesehen, für mich seyn würde; so schieben Sie die Schuld — ich beschwöre Sie! — nicht auf mein etwaniges Mißtrauen gegen Ihre Dexterität und Wahr-

heitsliebe, sondern auf meine große Begierde, von der Existenz eines so seltsamen Dinges, wie ein Halbgott, oder ein Bockmensch, oder ein Mittelding zwischen Mensch und Affe — welches doch kein Pongo wäre — durch den stärksten möglichen Beweis, (das Zeugniß meiner eigenen Sinne, oder die eigene Erfahrung) gewiß zu werden. Ich würde dann den Markis bitten, mich näher zu dem gesehenen Objekte hinzuführen. Ich würde die kleinen Hörner des Aegipans fassen, und ihn mit eben der — uns Europäern lächerlich scheinenden — Neugier betasten, womit afrikanische Wilde,

die noch nie einen Weissen gesehen hatten, nach der Versicherung des Herrn le Vaillant, ihm Gesicht und Bart befühlt haben. Voilà une bête tout-à fait singulière! würde ich dann, wenn ich alles richtig befunden hätte, ausrufen. Ich habe eine Seltenheit gesehen, noch seltner, als das Landeinhorn. Dann aber würde ich das wunderbare Geschöpf, *) wofern es mir gelungen wäre, mich seiner zu bemächtigen, entweder in die Menagerie ei-

---

*) Und im Grunde doch nicht wunderbarer, als jedes andere, von uns tausendmal gesehene, über welches wir uns aus Gewohnheit nicht mehr wundern.

nes großen Herrn, oder in das Naturalienkabinet eines großen Naturforschers verehrt haben. Es hätte vielleicht in meinem System der Naturgeschichte eine Revolution veranlaßt, aber in meiner Theologie wäre alles unverändert geblieben. Kein Fest des Faunus würde einem Bocke, oder einem Lamme das Leben gekostet haben. —

Der Markis. Hélas! Baron! — Ich bin naiv genug, es Ihnen zu gestehen, daß ich in meinem Weinberg und den Gebüschen dieser Gegend, so oft ich sie auch bei Tage und in der Nacht durchstreift habe, nie etwas

einem Faun oder Satyr ähnliches zu sehen bekam. Allein existirt der Panther, die Hyäne, der Pavian, darum nicht, weil es — bei Hieres keine giebt? — Oder kann ihre Art nicht etwa untergegangen seyn? ehemals existirt haben, und jetzt nirgends mehr angetroffen werden? —

Der Baron. Haben Sie nie in Paris, oder Lyon, oder Hieres einen Panther und einen Pavian gesehen, Herr Markis? —

Der Markis. O ja, Baron! — Man hat mehr als einmal diese Ungeheuer der lybischen Wüsten aus ihrem

Vaterlande nach Frankreich gebracht, und sie uns für Geld sehen lassen. —

Der Baron. Und vermuthlich auch einen Faun, einen Satyr, einen Aegipan? — denn was bringt man nicht über Marseille und Toulon nach Paris?

Der Markis. Ach! nein! die habe ich leider! so wenig daselbst gesehen, als die ungeheuren Patagonischen Riesen, welche einige durch das Vergrößerungsglas ihrer Einbildungskraft sehende Reisende in den Magellanischen Ländern erblickt haben wollen. Freilich haben diesen Reisenden andere

Reisende *) widersprochen. Allein — ich weiß nicht, wo ich kürzlich gelesen habe, das Zeugniß einer sonst glaubwürdigen Person, welche gesehen hat, beweise mehr für die Wirklichkeit einer Sache, als die Versicherung von zehn andern Personen, welche die Sache nicht gesehen haben, gegen die Wirklichkeit derselben beweise. —

Der Baron. Nur mit der kleinen Ausnahme: daß, wenn die Reisenden, welche die Patagonischen Giganten

*) Welche schon deswegen mehr Glauben, als jene, zu verdienen scheinen, weil sie weniger das Wunderbare und Ausserordentliche lieben.

läugnen, in der Heimath dieser angeblichen Kolossen wirklich gewesen, und mit den Einwohnern des Landes Umgang gehabt haben, ihr Zeugniß wider die Existenz der Riesen in dieser Gegend sich in die Aussage auflöst, daß die Menschen in dieser Ecke des südlichen Amerika nur die — auch unter uns nicht ungewöhnliche — Größe eines großen Mannes von sechs Fuß, und bisweilen einige Zolle darüber, haben; eine Aussage, welche so lange die wahrscheinlichere bleibt, bis man uns Skelette von acht, neun, oder zehn Fuß langen Riesen aus Patagonien nach Europa gebracht haben wird.

Aber wären es nur etwa ein oder zwei Skelette, so würden auch diese nicht das Dasein einer Nation von Giganten beweisen. Diese Gerippe gehörten Individuen zu, welche durch ein Spiel der Natur über das gewöhnliche Maaß der Menschenkörper aufgeschossen waren. Der Körper jenes großen Irländers und des kolossalischen Neapolitaners, welche in unserm Jahrhundert sich an vielen Orten für Geld sehen ließen — würde er, nach Patagonien gebracht, für die Wilden der magellanischen Länder ein sicherer Beweis seyn, das Irland und Neapel von lauter wandelnden Kolossen bewohnt werde?

Der Markis. Sie schliessen, wie es scheint, unter andern auch daraus, daß man keine Faunen und Satyrn glauben dürfe, weil — man nie dergleichen aus Asien oder Afrika, wo sie zu Hause gewesen seyn sollen, zu uns gebracht hat. Ich gebe es zu, daß die Existenz derselben mit dem Dasein der Panther, Hyänen und Paviane, die man mehr als einmal bei uns gesehen hat, nicht einerlei Gewißheit habe. Aber wie? Baron, wenn ihre Art nun ausgestorben, untergegangen wäre? —

Der Baron. Unserm Markis liegt es ob, erst die E x i s t e n z dieser Sat-

tung von Wesen in vorigen Zeiten darzuthun, ehe er den Beweis führt, daß diese Wesen jetzt nicht mehr vorhanden sind. Die Menge der Elephantenzähne, und der Schenkelbeine von diesen Ungeheuern, die man jetzt noch in Sibirien und Kanada aus der Erde gräbt, beweist, daß es in diesen Ländern ehemals Elephanten gab. Man darf nur dieses fossile Elfenbein mit demjenigen vergleichen, welches von den heutiges Tages lebenden Elephanten in Ostindien und Afrika kommt, um sich von der spezifischen Identität der Thiere, denen diese Ueberbleibsel zugehörten, zu überzeu-

gen. — Aber sagen Sie, Herr Markis, findet sich in Ihrer Raritätensammlung ein Horn, wovon Sie auf irgend eine Art beweisen können, daß es ehemals auf dem Kopfe eines Aegipans gesessen hat? oder ein Geißfuß von einem Pan?

Der Markis. Baron, Sie spotten. So etwas findet sich freilich in keinem Naturalienkabinette. Aber — da ich einmal die Existenz der Feld- und Waldgötter — jedoch der neuern Theologie unpräjudizirlich! — zu retten mir vorgenommen habe, (ein Vornehmen, wobei das Vergnügen meiner Einbildungskraft sehr interessirt

ist:) so können Sie darauf rechnen, daß ich Ihren Skeptizismus durch eine Reihe historischer, und sogar philosophischer Beweise entwafnen werde. Sie glauben nicht, Baron, wie belesen ich seit einiger Zeit in den Geschichten bin, welche zur Bestätigung meines Thema, oder — wenn Sie wollen — meiner Lieblingsgrille, dienen können!

Der Baron. Wohlan, Markis, Sie haben den Fehdehandschuh vor mich hingeworfen, und ich nehme ihn auf. Aber bedenken Sie, daß Sie für alle Folgen verantwortlich seyn müssen, welche daraus entstehen könnten,

wenn ein Indiscret unsern Kampf belauschte! Es sei nun, daß es dem heidnischen Markis gelingt, den Faunus und die Satyrn in den Besiz ihrer alten Rechte und unserer einsamen Wälder wieder einzusetzen, oder, daß ich so glücklich bin, zum Vortheil unserer Religion und unserer götterarmen Philosophie, die Lanze des Markis zu zerbrechen. Im erstern Falle wird man den Herrn Markis bei der Sorbonne denunciiren. Man wird ihn beschuldigen, — wenn man im Dezember und Februar ihn einsam in den Hain spazieren siehet, — er erneure heimlich die Feste, die man in die-

ser Jahreszeit auf dem Felde dem Faun feierte. Und ach! der kleine Lar, der bei ihm zwar nicht auf dem Heerde, aber doch mit einer antiken Ara portatilis in dem Kabinette des Markis stehet! — Kein Kruzifix, kein Bild der Mutter Gottes oder eines Heiligen! — Wie viel Data zu einer Anklage im Punkt der Einführung eines fremden Kult? — — Armer Markis! — Gesetzt aber, ich brächte Sie um Ihren Glauben an die Waldwesen der Alten, ich besiegte Ihre Gründe, wird dann nicht der unbescheidene Horcher, der in diesem Gebüsche versteckt seyn könnte, den Sieg, den ich über

den sinnreichen Vertheidiger des Glaubens der Alten erfochten zu haben mir schmeicheln werde, für eine intendirte Niederlage der Theologie halten? Werden die Streiche, die der Arm des Athleten führt, ihm nicht bisweilen — auch auf ein Objekt zu treffen scheinen, welches zu heilig und zu wichtig ist, um auf der Arena debattirt zu werden? —

Der Markis. Fürchten Sie wenigstens in meinem Hause nichts, Baron! — Aber wenn Sie sich hier im Garten nicht sicher genug glauben, so lassen Sie uns in meine Wohnung — aurarum atque sylvae metu — zurück-

gehen. Ich lade Sie an meinen Heerd ein. Sie nehmen bei mir vorlieb.

Der Baron. Mit Vergnügen nehme ich Ihre gütige Einladung an. Aber Sie erlauben mir, mich gleich nach Tische wegzubegeben, weil ich diesen Nachmittag verreisen muß.

Der Markis. Sie werden nicht wider Ihren Willen aufgehalten werden. Kommen Sie! — —

(sie gehen ab.)

Zweites Gespräch.

Der Baron.

Erlauben Sie, Herr Markis, daß ich mich für die Privation Ihrer Gesellschaft endlich einmal wieder entschädige. Seit drei Wochen habe ich sie nicht gesehen.

Der Markis. Willkommen, Baron! — Ich hätte Sie längst zu mir eingeladen; wenn ich nicht seit vierzehn Tagen eine Abhaltung von der

unangenehmsten Art gehabt hätte. Ein Herr Vetter vel quasi, aus Gaskogne, wo ich nicht irre — überfiel mich in meiner ländlichen Einsamkeit, und hielt mich ohne alle Gnade diese ganze Zeit über blokirt. Verwandtschaft, sagte er, gebe ihm das Recht, sich bei mir einzuquartiren. Auch übte er dieses Recht, und die damit verbundenen, mit einer Strenge aus, die meinem Vergnügen ein wenig nachtheilig zu werden anfing. Sie wissen Baron, daß ich mich von gewissen Leuten, zumal des Vormittags, nicht gern ohne die äusserste Noth in meinen Verrichtungen — und wären es

auch nur Reverien — stören lasse. Mein Importun schien nichts zu merken. Zu jeder Stunde des Tages verfolgte er mich, wohin ich mich auch immer vor seiner Zudringlichkeit zu retten suchte. „Lassen Sie sich nicht „stören!" pflegte er allemal zu sagen, wenn er mir Witz und Verstand durch seine frequenten Erscheinungen in meinem Arbeitskabinette lähmte.

Der Baron. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Markis, daß Sie den zudringlichen Schäker los geworden sind. Auch ich befand mich immer da am besten, wo niemand mich kannte, niemand mit mir verwandt war, nie-

mand mich beobachtete, und niemand Foderungen an mich machte. Mein Umgang war auf wenige eingeschränkt, aber auserlesen, meinem Geschmacke konform, und auf eigene Wahl gegründet. Ach! wenn ich an die heitern, glücklichen Tage zurückdenke, die ich ehemals am Ufer der L — — e verlebte! — Aber ihre sanften unwiderstehlichen Reize glichen den Gärten Armidens, welche die tyrannische Sense der Zeit weggemähet hat. Indeß, lieber Markis, ist es, wie mir däucht, jetzt nicht Zeit, die schöne Vergangenheit noch einmal im dämmernden Bilde zurückzurufen. Sie haben Ihren

Beweis für das Daseyn der Feld- und Waldgötter noch nicht vorgetragen, und das war doch ihr Wille.

Der Markis. Et vos, agrestum
praesentia numina, Fauni,
Ferte simul Faunique pedem Dryades-
que puellae! —

Der Baron. Warlich, Markis, wenn sich Ihnen auf diese Beschwörung die Faunen und Dryaden nicht stellen, so muß es keine geben. Sie wissen, daß Satyrn und Nymphen den Gesang und Tanz liebten. Wie mächtig wirkte, wenn wir dem Virgil glauben wollen, das Lied des alten Silens auf die Faunen! —

Wenn es mehr Beweis brauchte, so könnte ich Ihnen noch Horazens Wahrnehmung anführen:

Dicunt in tenero gramine pinguium
Custodes ovium carmina, fistula
Delectante Deum cui pecus et nigri
Colles Arcadiae placent. — — Die Dichter sind in Ansehung solcher Dinge die vornehmsten Zeugen. —

Der Markis. Aber die Gesänge der Dichter, Baron, werden nicht die einzigen Belege meines Satzes seyn. Ich habe sogar Prosaisten und Geschichtschreiber — sogar einen Kirchenvater, unter meinen Gewährsmännern. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß

Sie Faunen, Satyrn, Nymphen, Oreaden, Dryaden, u. d. m. nicht läugnen können, ohne den Grund aller historischen Gewißheit umzustoßen, und in der Geschichte einen gefährlichen Skeptizismus einzuführen, welchem alle, sogar die am meisten und stärksten bezeugten, Dinge zweifelhaft oder unglaublich scheinen, wenn sie — ausser dem engen Kreise unserer alltäglichen Erfahrung liegen, oder demjenigen, was wir gewöhnlich wahrnehmen, unähnlich zu sein scheinen. —

Der Baron. Auf Ehre, Markis! Ihre Argumente beweisen zu viel,

und Sie wissen, was die Professoren der Logik von dergleichen Beweisgründen sagen. Die Zeugnisse für das Dasein der Panen, Satyrn, Silenen, Sylvanen, Najaden, Oreaden und Hamadryaden sind bei weitem so zahlreich nicht, wie diejenigen, wodurch die Apparitionen der Geister und die Gespenstergeschichten bestätigt werden, so, wie der Glaube an Faunen und Satyrn nie, in Ansehung der Zeit und des Raumes, den er beherrschte, so ausgebreitet, als der Glaube an Hexerei und Poltergeister, gewesen ist. Nicht nur das heidnische Alterthum

hatte seine Lemuren und Spectra; auch die jüdischen Legenden und alle Spinnstuben der christlichen Welt sind voll von Geistern und Spükereien. Die Wilden der Magellanischen Länder fürchten sich, wie man sagt, sehr vor Nachtgeistern. Für Dinge dieser Art giebt die ganze Welt — d. h. eine unermeßliche Menge von Idioten in alten und neuern Zeiten — vom Nordpol bis zum Südpol, Zeugniß. Wenn man aber das Zeugniß einer Nation — d. h. ihres größern unaufgeklärten Theils — in die eine, und das Urtheil eines Carneades, Sextus Empirikus, Cice-

ro, Archimedes, Bayle, Hume, Diderot oder d'Alembert in die andere Wagschaale legt, welche von beiden Schaalen wird aufschnappen? Glauben Sie, Freund Markis! daß das Zeugniß jener unwissenden und leichtgläubigen Menge für solche angebliche Thatsachen, deren richtige Beurtheilung eine mehr als gemeine Kenntniß der Natur und der Künste des Betruges erfodert, dem Urtheil dieser großen und genau prüfenden Männer je das Gegengewicht halten könne? — —

Der Markis. Das nun freilich nicht, Baron. Ich gebe Ihnen zu, daß

die allermeisten Erzählungen von Gespenstern und Geistererscheinungen alte Weibermährchen sind. Eben so mag auch lange nicht alles wahr seyn, was die alten Poeten von den Feld- und Waldgöttern gesagt haben. Giebt es aber hier nicht — so wie in andern Dingen — eine glückliche, sichere Mittelstraße zwischen Unglauben und Aberglauben? — — Ich könnte Ihnen entgegensetzen, was, in Cicero's Gesprächen von der Natur der Götter, Cotta dem Balbus sagt: mihi enim unum satis erat, ita nobis majores nostros tradidisse. Sed tu auctoritates omneis contem-

nis, ratione pugnas. — Erinnern Sie sich, was Ihr Lieblingsschriftsteller, der alte, naive, liebenswürdige Montaigne — dessen Schatten Sie so gern von den Urnen wieder herauf rufen — gesagt hat. Ich lese Ihnen die Stelle in seinen Essais vor: Si j'oyois parler ou des esprits, qui reviennent, ou du prognostique des choses futures, des enchantements, des sorcelleries, ou faire quelque autre conte, ou je ne peusse pas mordre — somnia, terrores magicos, miracula, sagas, nocturnos Lemures, portentaque Thessala — il me venoit compassion du pauvre peu-

ple abusé de ces folies. Et à présent je trouve, que j'étois pour le moins autant à plaindre moi même. Non, que l'expérience m'aye depuis rien fait voir, au dessus de mes prémières creances, mais la raison m'a instruit, que de condamner ainsi resoluement une chose pour fausse et impossible, c'est se donner l'avantage, d'avoir dans la tête les bornes et limites de la volonté de Dieu, et de la puissance de notre mère Nature; et qu'il n'y a point de plus notable folie au monde, que de les raméner à la mésure de notre capacité et suffisance. Si nous appellons monstres ou miracles, ce, ou

nostre raison ne peut aller, combien s'en présente t'il continuellement à nostre vue? — —

Der Baron. Freund Markis, ich belohne die Mühe, welche Sie Sich gemacht haben, mir eine schöne Stelle des Montagne vorzulesen, durch die Vorlesung einer andern Stelle desselben, welche wenigstens eben so gut, wie die, welche Sie mir eben in's Gedächtniß zurückgerufen haben, zu unserem Objekte passen dürfte. Le vrai champ et sujet de l'imposture sont les choses inconnues, d'autant qu'en prémier lieu l'étrangeté même leur

donne crédit, et puis n'etans point ſujettes à nos discours ordinaires, elles nous ôtent le moyen de les combattre. A cette cauſe eſt - il bien plus aiſé de ſatisfaire, parlant de la nature des Dieux, que de la nature (beaucoup plus connue) des hommes, parceque l'ignorance des auditeurs prête une belle et large carrière et toute liberté au maniément d'une matière cachée. Il advient déla, qu'il n'eſt rien crû ſi fermement, que ce qu'on ſçait le moins, ny gens ſi aſſurés, que ceux, qui nous content des fables, comme Alchymiſtes, Prognoſtiqueurs, Judiciaires, Chiromantiens, Medecins, id ge-

nus omne. — — Balbus, werde ich mit dem Ciceronischen Cotta Ihnen antworten, du streitest mit Sagen und Gerüchten wider mich; aber ich verlange Gründe und Ursachen. — „Willst du nicht lieber das „glauben, was sich beweisen läßt, daß „die Seelen vortreflicher Männer, der„gleichen die Tyndariden gewesen sind, „göttlich und ewig seyn, als daß Leu„te, deren Körper die Flamme des „Holzstoßes einmal gefressen hat, ha„ben reiten und in der Schlacht fech„ten können? Oder, wenn du dieses „für möglich ausgiebst, so mußt du zei„gen, wie es habe geschehen können,

„und nicht alte Weibermährchen vor„bringen.“ — —

Der Markis. Saepe Faunorum voces exauditae, saepe visae formae eorum, sagt Cotta, (vermuthlich auf viele jetzt nicht mehr vorhandene Nachrichten und Zeugnisse gestützt,) bei'm Cicero. —

Der Baron. Was die Faunen betrift, so habe ich niemals einen gehört oder gesehen, und ich bekenne, überhaupt nicht zu wissen, was ein Faun ist? — Kleine Statüen und Gemälde, welche Faunen vorstellen, habe ich wohl gesehen. Aber ein Gemälde, eine bronzene Figur ist doch

kein Waldgott, und beweist so wenig das Dasein eines solchen, als man von der Abbildung des Vogel Greif, oder eines Hippocentauren auf die Existenz dieser Geburten der Imagination schließen kann. Der Maler, der Bildhauer, setzt aus Zügen, die sich einzeln und zerstreuet an verschiedenen natürlichen Objekten finden, aber in keinem derselben alle beisammen sind, ein Bild zusammen, welches bloß einer Vorstellung in seiner Phantasie, aber keiner einzigen sinnlichen Wahrnehmung entspricht. — So malt man den Teufel mit Hörnern und Pferdefüßen, mit einem Schwanze, und

mit Krallen an den Vorderpfoten, ob ihn gleich niemand jemals — ausser im Traume — gesehen hat. Der Erfahrung zufolge, kann man der Einbildungskraft das Vermögen zu solchen Dichtungen nicht absprechen. Derjenige, der die objektive Realität einer solchen Dichtung behaupten will, hat eine auf die strengste Gerechtigkeit gegründete Foderung seiner Gegner zu befriedigen. Er muß ihnen z. B. einen lebendigen Faun, oder, wenn von Poltergeistern und Bergmännchen die Rede ist, ein solches zweideutiges, die Dunkelheit liebendes Geschöpf zur Stelle schaf-

sen, damit sie — diese Ungläubigen — wenigstens Ein Individuum von dieser Art sehen, hören und betasten, es mit der Abbildung vergleichen, und sich auf diese Weise davon unterrichten können, ob der Maler, der Bildhauer etwas in der Sinnenwelt Wirkliches vorgestellt und nachgebildet habe, oder nicht? — Ein einziger durch Sinne und Erfahrung unwidersprechlich bestätigter Fall dieser Art würde die Unwahrscheinlichkeit der übrigen minder bestätigten Thatsachen von dieser Gattung sehr verringern, und uns wenigstens von der gänzlichen und ent-

scheidenden Abläugnung derselben zurückhalten. Aber merken Sie die Bedingung genau, Herr Markis! Ein einziger NB. unwidersprechlich bestätigter Fall! — Ich zweifle aber gar sehr, daß es Ihnen gelingen wird, mir einen solchen aufzustellen. — —

Ueberhaupt giebt es mehrerlei Species des Wunderbaren und Abentheuerlichen, die aber alle unter Ein Genus gehören, und unbeschadet ihrer spezifiken Verschiedenheiten doch in manchen wesentlichen Stükken eine auffallende Aehnlichkeit mit einander haben. Soll man alle —

erweislich darunter begriffene — Ereignisse annehmen? oder alle verwerfen? Ersteres kann man nicht, ohne aller Vernunft den Scheidebrief zu geben, und die ganze Bibliotheque bleue für ein Evangelium zu halten. Letzteres darf man nicht, ohne des historischen Pyrrhonismus, oder von kurzsüchtigen und lieblosen Beurtheilern, wohl gar der Irreligion beschuldigt zu werden. Was sollen wir also thun? Einige Fakta annehmen, und die übrigen wegwerfen? — Aber, ich bitte Sie, wie ist es nur möglich, unter der Menge glücklich zu wählen? bei der unläugbaren Homogenei-

tät der Beweise, wodurch man diese Fakta erhärtet, die Verhältnisse der spezifiken Schweren dieser Beweise sicher zu bestimmen? mit völlig zureichendem Grunde zu urtheilen: dieses Land- oder Meerwunder ist glaublich, jenes nicht? —

Der Markis. Ihr Räsonnement, Herr Baron, macht mich — ich gestehe es Ihnen — ein bischen stutzen. Aber das ist auch alles. Für widerlegt halte ich mich nicht. Ich vertheidige ein — gar zu großes Interesse. Alle Theologen und für die Ehre des Zeugnisses, als der Basis der Geschichte, besorgte Philosophen,

nicht bloß des Alterthums, sondern auch der neuern Zeit, sollten billig sich meiner guten Sache gegen Sie annehmen. Wohl verstanden, Baron! ich bin nicht albern oder intolerant genug, mit gewissen Leuten zu behaupten: man müsse den Baron, als einen Menschen, der an die heiligen Frösche des Latonenteiches zu Abdera nicht glaubt, aus der Republik verbannen. Sein Exil wäre weder ein Beweis von der Falschheit, noch von der Schädlichkeit seiner Meinungen. Alles kommt auf Gründe an, so gern der Mächtigere sich auch zur Unterdrückung seines Gegners, an-

derer, und in so einem Streite sehr unschicklicher, Waffen bedienen mag. Hören Sie also, was ich Ihnen, ohne Sie darum weniger zu lieben, entgegen setzen werde. Sie — können die Unmöglichkeit der Faunen nicht beweisen, und ich — bin berechtigt, sie so lange für möglich zu halten, bis man mir das Gegentheil bewiesen haben wird. Eine mögliche Sache muß existiren können, weil sie — sonst nicht möglich wäre. Sind nun unverdächtige Zeugen vorhanden, welche aussagen: sie ist! so müssen wir diesen Zeugnissen glauben, wofern wir nicht ihre Falschheit dar=

thun können. Selten aber werden wir dazu im Stande seyn. Denn kann das Zeugniß von zehn Personen, welche eine Sache nicht gesehen haben, wohl das Zeugniß eines Einzigen, welcher Sie gesehen hat, aufwiegen? —

Der Baron. Diese Art zu schliessen, Markis, könnte Sie, in Anwendung auf unser Objekt, bisweilen in Sümpfe führen, worauf Irrlichter tanzen. Glauben Sie Hippocentauren? —

Der Markis. Wer weiß, was ich thun würde, wenn mir diese Ungeheuer eben so viel Vergnügen machten, wie Faunen, Satyrn, Dryaden? Aber

nein! Hippocentauren glaube ich nicht. Quis enim Hippocentaurum fuisse, aut Chimaeram putat? quaeve anus *) tam excors inveniri potest, quae illa, quae quondam credebantur, apud inferos portenta, extimescat? — sagte Cicero.

Der Baron. Allein wenn alles das möglich heißen soll, was sich durch die Einbildungskraft vorstellen läßt, so müssen der Herr Markis auch die Möglichkeit der Hippocentauren einräumen. Kann alles, was sich imaginiren läßt, auch in dem aktu-

---

*) Mit Erlaubniß, Vater Cicero! Es giebt noch alte Weiber genug, welche apud inferos portenta glauben.

ellen System der Welt wirklich seyn; so können diese Monstra existiren. Wenn nun ein Mann von gesunden Sinnen — denn auf diese kommt es, wie einige wollen, hier allein an — und den Sie immer für sehr religiös gehalten hätten, Ihnen mit dem feierlichsten Eide bekräftigte, er habe einen Hippocentaur gesehen: so müßten Sie nach Ihren Grundsätzen — unvermögend, die Falschheit seines Zeugnisses darzuthun — ihm glauben. Denn der Umstand, daß Sie und Andere nie ein so seltsames Thier gesehen haben, beweist nicht, daß es gar niemand gesehen haben kann. —

Der Markis. Je nun, Baron! freilich, ich gestehe es — — aber — — Wenn von Hippocentauren die Rede ist — — ja, da würde ich einige Mühe haben, meinen eigenen bisher geäusserten Grundsätzen treu zu bleiben. Indeß wenn ich bedenke, daß es beinahe ein Wunder seyn würde, wenn ein Mensch von gesunden Sinnen und natürlich richtigem Verstande, ob er gleich kein Gelehrter ist, sich in Ansehung eines in die Sinne fallenden Objekts irrte, oder wenn ein sehr religiöser Mensch eine Lüge, die er als solche erkennte, mit einem Eidschwur bekräftigte, so — —

Der Baron. So wollten Sie also lieber einen Hippocentaur, für deren Dasein man sonst keinen Beweis hat, glauben, als das vermeintliche Quasi wunder zugeben: daß ein Mensch etwas für einen Hippocentaur angesehen hat, was keiner war, oder, daß ein Mensch, den Sie immer für sehr religiös hielten, nicht immer und in allen Stükken so religiös war, als Sie sich denselben einbildeten? — Doch, für heute genug. Es ist schon spät. Ich muß nach Hause.

Der Markis. Sie machen mir zu schaffen, Baron. Leben Sie wohl, bis — auf baldiges Wiedersehen!

Drittes Gespräch.

Der Markis.

Guten Abend, Baron! Wir sprechen uns also — nicht mehr auf meinem Landgute, sondern zehn Meilen davon. Die Unruhen, welche auch in meiner Gegend ausgebrochen sind, nöthigten mich, der ich Frieden und Ruhe liebe, meine dortigen Laren zu verlassen. Ein Geist der Tollheit und des Schwindels hat sich der Köpfe bemächtigt,

Niemand weiß — seit unserer glücklichen Revolution vom 14. Jul. 1789. — wer eigentlich regiert? Niemand will gehorchen. Unordnung und Anarchie sind in Frankreich allgemein. Unser sonst so braves und ehrenvolles Militair beschimpft sich durch Insubordination und Ungehorsam, wird durch seine Excesse das verächtlichste von Europa. Unser Staat ist durch das Freiheitsfieber und den tobenden Unsinn seiner Bürger dem Verderben näher, als jemals. Ach! Baron! Die Klügern sind freilich dieses gesetzlosen Zustandes müde. Aber wie ihn ändern? — Helas! daß die meisten Men-

schen — wie die fanatischen Brabanter, und ein großer Theil meiner lieben Landsleute — so verkehrte Begriffe von Freiheit im Kopfe haben! Sie von der Herrschaft der Gesetze be reien, heißt einem Narren ein Schwerdt in die Hand geben. Ja man giebt Gesetze; aber das Publikum hält sich von ihrer Beobachtung dispensirt. Wenn die Thoren je die Folgen ihrer Thorheit ahnen könnten, sie würden ihr entsagen, und zu ihrer Pflicht zurückkehren. —

Der Baron. Es ist wahr, Herr Markis, Ihre Landsleute sind, wie man bei uns zu sagen pflegt, aus

der Dachtraufe in den Platzregen gekommen. Die Wiederherstellung der konstitutionsmäßigen Gewalt Ihres guten Königs wäre sehr zu wünschen, ob ich gleich die Fehler seiner Regierung *) gar nicht billige. Sie sind ein ächter Patriot, und möchten gern Ihrem jetzt so unglücklichen Vaterlande die Ruhe wiedergeben. Aber da diese Befreiung von den Uebeln der Anarchie und Gesetzlosigkeit nicht in Ihrer Gewalt steht, und unsere Klagen, so gegründet sie auch oft seyn mögen, den Lauf der Dinge nicht än-

---

*) Und den Mißbrauch seiner Gewalt.

dern, noch unser Schicksal korrigiren können: so lassen Sie uns, wenn ich rathen darf, unsere Aufmerksamkeit von den tristen Denkmälern des Unsinns und der Unbändigkeit, die wir in der Nähe erblicken, so viel als möglich, wegwenden. Unsere letzte Unterredung, an deren Fortsetzung widrige Ereignisse uns bisher hinderten, betraf die Feld- und Waldgötter. Sie, Herr Markis, vertheidigten die Existenz Ihrer Lieblinge mit allen möglichen Gründen, und, (unter andern) als ich Ihnen bemerklich zu machen suchte, daß Sie nach Ihren hierüber geäusserten Grund-

LB Coburg

sätzen sich genöthigt sähen, auch Hippocentauren zuzugeben, wenn ein unbescholtener und von Ihnen für sehr religiös gehaltener Mann Ihnen eidlich versicherte, ein solches Ungeheuer ganz in der Nähe gesehen, oder wohl gar betastet zu haben, erwiderten Sie, daß es eine Art von Wunder seyn würde, wenn ein Mann von gesunden Sinnen und Sensus communis sich in Betreff einer Sache geirret haben sollte, die er ganz in der Nähe — vielleicht gar mehr als einmal — gesehen, oder wohl auch befühlt habe. Eben so könnten Sie nicht wohl annehmen, daß ein

religiöser Mann wissentlich lügen, oder wohl gar eine Lüge eidlich bekräftigen sollte. Sie — wollten also lieber mit dem Dasein der Hippocentauren die seltsamsten, und von den ordentlichen Bildungsgesetzen der Natur am stärksten abweichenden Ungeheuer glauben, als — eine bloße Unwahrscheinlichkeit, die weit geringer, als jene zu seyn scheint, zulassen. Sie fanden etwas — unglaublich, aber um etwas noch unglaublicheres glauben zu können. — —

Der Markis. Es ist wahr, Freund, ich selbst fühle bei der Art zu argumentiren, deren ich mich gegen Sie

bedient habe, einige Schwierigkeiten, wovon sie sich, wie ich zu fürchten anfange, vielleicht nicht ganz befreien läßt. Was mich indeß noch ferner abhält, die Existenz der Hippocentauren zuzugeben, das ist unter andern die Zwecklosigkeit solcher monströsen Formen. — — Nichts ist ohne Ursache und — wie einige wollen — auch nichts ohne Absicht.

Der Baron. Keine Art zu schließen, lieber Markis, ist unsicherer und mißlicher als die — aus den Endursachen. Ich wünschte mit d'Alembert, Büffon, und Boskowich, sie aus der Naturlehre verbannen zu kön-

nen. Von keinem Dinge, wenn wir es an und für sich, oder allein betrachten, können wir a priori einen Zweck, um dessentwillen es vorhanden wäre, angeben. Betrachten wir es aber in den Verhältnissen der Koexistenz, Succession, oder Kausalität mit andern Dingen, zu deren Modifikation und durchgängiger Bestimmung es auf nähere oder entferntere Art beizutragen scheint: so müssen wir gemeiniglich die vermeintliche Absicht seines Daseins aus solchen Beziehungen und Wirkungen desselben mühsam herauskünsteln, die wohl nothwendige Folgen seines Daseins und

seiner Beschaffenheiten, aber gar nicht der bestimmte vorhergedachte, vorhergewollte Endzweck dieses Daseins und dieser davon unzertrennlichen Beschaffenheiten seyn mögen. Wille und Absicht können ohne den ungereimtesten Widerspruch nicht zum Urgrund oder unabhängigen Prinzip alles Seyns und Wirkens erhoben werden. Denn jede Absicht setzt schon Seyn, und sogar ein bestimmtes, modifizirtes Seyn, nehmlich Denken, voraus. Jedes Wollen muß einen zureichenden Grund haben, muß durch Etwas bestimmt werden, was vom Wollen verschieden, und

unabhängig ist. Die genauere Entwikkelung dieser Sätze gehört nicht hieher. — — Ich begnüge mich, nur zu bemerken, daß der Vorwurf der Zwecklosigkeit, welchen Sie den Hippocentauren machen — wofern unsere Unwissenheit entscheiden dürfte — eben so sehr die Faunen und Satyrn, für deren Dasein der Markis so eifrig streitet, treffen würde. Nur zugesehen, ob etwas ist? ob sich seine Existenz durch Erfahrung oder glaubwürdiges Zeugniß beweisen läßt? — Kann das Dasein irgend eines besondern Dinges nicht auf die eben angegebene, allein gültige, Art bewie-

sen werden, so wäre es lächerlich, dieses Ding dennoch, um irgend eines eingebildeten oder willkührlich vorausgesetzten Naturzweckes willen, als existirend anzunehmen. Ist aber die Wirklichkeit des Dinges sonst bewiesen, so würde es ungereimt seyn, wenn wir den Erfahrungs- oder Zeugenbeweis seiner Existenz durch die Plattitüde entkräften wollten: dieses Ding sei zwecklos, und da nun ohne eine Gottes würdige Absicht nichts vorhanden seyn könne, so existire es auch nicht. — Wo ich keinen Zweck sehe, da ist keiner. — Ein herrlicher Schluß! — —

Warum erzählt man uns kein Wunderding, welches die Geometrie über den Haufen wirft? Zum Beispiel: man habe irgendwo ein gleichseitiges Dreieck entdeckt, worin nicht alle Winkel gleich sind, weil einer dieser Winkel etwas mehr als zwei Drittheile von einem rechten Winkel ausmache? oder, man habe zwei Cylinder wahrgenommen, die zwar auf gleichen Grundflächen, zwischen zwei gleichlaufenden Ebenen ständen, aber doch einander nicht gleich wären? oder, man habe eine Parabel gefunden, bei welcher die Strahlen (radii), die aus dem Brennpunkt

der Parabel kommen, und auf ihre Seiten fallen, ihrer Axe nicht parallell zurück getrieben würden? — Man fürchtet die Demonstrationen der Geometer, und den Vorwurf der Unwissenheit. Aber was ist die Natur anders, als die realisirte, oder in Ausübung gebrachte Geometrie? Ist die Welt nicht, den unveränderlichen Ideen des ewigen Geometers gemäß, nach Maaß, Zahl und Gewicht geordnet? beobachtet die Natur nicht das Gesetz der Proportionen in den Anziehungen der himmlischen Körper, im Spinnegewebe, und in der Bildung der Krystallen? folgt sie in

ihren komplizirtesten Bewegungen nicht den Regeln der auf Geometrie gegründeten Mechanik? Würde eine wirkliche Ausnahme von diesen Regeln nicht die Natur in Unnatur verwandeln? —

Der Markis. Vergessen Sie nicht, Baron, daß die Gesetze der Natur nicht geometrisch nothwendig, sondern, wie man sagt, auf die Wahl des Besten gegründet sind. — Wir können wenigstens diese Gesetze nicht a priori demonstriren, oder sie aus dem innern Wesen der Körper herleiten. Cartesius und Spinoza haben die Gesetze der Bewegung ihrem Vorgeben

nach, geometrisch bewiesen. Allein die von ihnen angegebenen Gesetze sind, wie nachher einige beobachtende Philosophen aus ihren Observationen gezeigt haben, nicht diejenigen, denen die Natur folgt.

Der Baron. Daraus, daß wir die Gesetze der Natur nicht aus dem innern Wesen der Dinge herleiten können, weil uns die Kenntniß der innern Natur der Dinge fehlt, folgt noch lange nicht die Zufälligkeit jener Gesetze selbst, und daß sie zuletzt und ursprünglich auf irgend einer Willkühr oder freien Wahl beruhen. Cartesius und Spinoza haben sich

in Betreff der Bewegungsgesetze geirret, aber Leibnitz nicht weniger. — D'Alembert hat endlich gezeigt, daß diejenigen Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts, welche uns die Beobachtung in der wirklichen Welt zeigt, mit denen Gesetzen, welche uns das Raisonnement oder die Theorie entdeckt, kongruiren, und daß sie also als nothwendig anzusehen sind. — Auch die Gesetze der Conservation der lebenden Kräfte, der Erhaltung der Aktion, und der Sparsamkeit, sind, wie dieser große Meßkünstler bewiesen hat, nichts als die nothwendige Folge von den

wesentlichen und mathematischen Prinzipien der Bewegung. Vergebens würde man in diesen verschiedenen Gesetzen Endursachen zu erblicken glauben. —

Der Markis. Baron! ich trage Bedenken, Ihnen nunmehr die verschiedenen Zeugnisse der Alten und Neuern — des Einsiedlers Paul, dessen Biograph Sankt Hieronymus geworden ist, des Albertus Magnus und Pikus von Mirandola, u. s. w. — für das Dasein der Satyrn vorzulegen. Auch ahnet es mir, daß Sie meinen philosophischen Beweis, der sich auf die stetige Reihe, die ununterbrochene Kette der Natur-

wesen gründet, eben so wenig billigen werden. Ich wollte Ihnen sagen: so wie der Affe das Mittelglied in der Naturkette, zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren ist, so könnten Faunen und Satyrn sich zwischen dem Menschen und dem Orangoutang in der Mitte befinden. —

Der Baron. Diese Beweise, lieber Markis, taugen nichts. Faunen und Satyrn sind freilich an Verstandeskräften geringer, als ein Leibnitz, Newton, Büffon, de la Grange oder Euler. Allein würden sie nicht manche Individuen, die man ihrer Abstammung und Form wegen zum mensch-

lichen Geschlecht rechnet, eben so sehr an Verstandesfähigkeiten, als an körperlicher Stärke übertreffen? Die Einheit ihrer Art erlaubt nicht, sie zu trennen, und einigen Menschen ihren Platz in der Naturkette unter den Satyrn, andern aber, welche größern Witz und Verstand besitzen, über denselben anzuweisen. Es giebt stupide Menschen, die gewiß nicht mehr Vernunft blicken lassen, als ein Pongo. Sollte man sie dennoch über den Satyr Marsyas hinaufsetzen, der die Flöte zu blasen versuchte? über den Halbgott Faunus, welchen Ovid ein Gespräch mit Numa halten läßt:

Dî ſumus agreſtes, et qui dominemur in altis
Montibus. Arbitrium eſt in ſua tela Jovi — —?

Der Markis. Gut, Baron! — Aber Sie ſollen mir ſagen, wie Sie ſich den Urſprung der Idee von Panen, Aegipanen, Silenen, Sylvanen, Faunen, Satyrn, u. d. erklären? Dieſe Ideen waren im Alterthume ſo ausgebreitet! — Irgend etwas muß nothwendiger Weiſe ſie veranlaßt haben, wenn auch in der Natur kein ihnen korreſpondirendes Objekt vorhanden ſein ſollte. —

Viertes Gespräch.

Transtulit Evander silvestria numina secum,
Hic, ubi nunc urbs est, tum locus urbis erat. —
Inde Deum colimus, devectaque sacra Pelasgis. —
Ovid. Fast. L. 2.

Der Baron.

Lassen Sie uns zusehen, Herr Markis, auf welchem Punkte wir halten? Sie — behaupteten neulich, ich könnte Ihnen

die Unmöglichkeit der Faunen, Satyrn und Aegipanen, — und also auch wohl der Oreaden, Najaden, Hamadryaden u. d. m. — nicht erweisen. Nun sei jedes Ding so lange für möglich zu halten, bis seine Unmöglichkeit dargethan werde. Sie wären also die Möglichkeit Ihrer Feld- und Waldgötter vorauszusetzen berechtigt. Nun wären glaubwürdige Zeugnisse für das Dasein derselben — ich weiß nicht recht, wo? — vorhanden. Da ich nun auch nicht im Stande wäre, Ihnen die Falschheit dieser Zeugnisse darzuthun, indem das Zeugniß einer Person, welche die Sache gesehen hat, für die

Existenz derselben mehr beweiset, als die Aussage von zehn Personen, welche die Sache nicht gesehen haben, gegen dieselbe beweisen kann: so sehen Sie Sich sogar verbunden, jene den Zweiflern so suspekte Wesen anzunehmen, weil Sie sonst alle historische Gewißheit aufgeben müßten, an deren Behauptung uns gar zu viel gelegen sey. — Ich erwiderte, daß nichts den Markis von der Pflicht dispensiren könne, nun auch Hippocentauren zuzugeben, wenn ein Mann, den er allezeit für vollkommen ehrlich und sehr religiös gehalten hätte, dergleichen Wesen — deren innere Unmög-

lichkeit niemand beweisen kann — in der Nähe gesehen und genau beobachtet zu haben, eidlich versicherte. — Sie, Herr Markis, gestanden mir, keine Hippocentauren zu glauben. Da es Ihnen aber doch vorkam, als ob es beinahe ein Wunder, ein Hippocentaur, wäre, wenn ein sehr religiöser Mensch eine Unwahrheit wissentlich mit einem Eide bekräftigte, oder, wenn ein Mensch, dessen Augen, Ohren und Fingerspitzen keinen sichtbaren Fehler haben, und dem man auch sonst Sensus kommunis zuzutrauen Ursache hat, sich in Ansehung eines in die äussern Sinne fallenden Objekts — zu-

mal von der Größe und Korpulenz eines Hippocentauren — geirrt hätte: so nahmen Sie die Zwecklosigkeit dieser sonderbaren Gestalten zu Hülfe, um einen Grund zur Abläugnung ihres Daseins zu attrappiren. Ich setzte unserm Markis entgegen: 1) würde der Vorwurf der Zwecklosigkeit eben so gut die von Ihnen vertheidigten Panen, Aegipanen, Faunen Satyrn, Silenen und Sylvanen, als die Ihnen verdächtigen Hippocentauren treffen. Von den meisten Dingen wären wir nicht im Stande, eine bestimmte Absicht ihres Seyns anzugeben. Wollte aber der Herr Mar-

kis behaupten, seine Faunen und Satyrn hätten einen uns unbekannten Zweck, so würde ich — die Bosheit haben, mich nun zum Fürsprecher der Hippocentauren aufzuwerfen und einen solchen unbekannten Zweck auch bei diesen zu vermuthen. 2.) Sei es weder ein Wunder, noch ein Quasiwunder, wenn ein von dem Markis für sehr fromm gehaltener Mensch so religiös und gewissenhaft nicht wäre, als der Markis sich denselben einbildete — wenn dieser Mensch ein uns unbekanntes Interesse gehabt hätte, eine gewisse Lüge auszubreiten, oder, wenn auch ein Mensch etwas für

einen Hippocentaur angesehen hätte, was keiner war. — Gesetzt, ein unwissender Neuholländer, der an einer Küste dieses großen Landes wohnte, wohin noch nie Europäer gekommen sind, sehe ein Linienschiff von 80 Kanonen sich an seiner Küste vor Anker legen. Geputzte und mit unbekannten Waffen versehene Fremdlinge stiegen an's Land. Unter ihnen wäre Blanchard. Dieser hätte einen aerostatischen Ballon mitgebracht, und erhübe sich darin über tausend oder funfzehn hundert Fuß hoch in die Luft. Zugleich donnerten die 80 Kanonen dem erschrockenen Wilden, der mit den Wir-

kungen des Schießpulvers noch ganz unbekannt wäre, in die Ohren. Den Abend führte man eine prächtige Oper auf, wobei eine herrliche Musik ertönte, ohne, daß der Neuholländer die hinter einem Vorhange versteckten Musikanten zu sehen bekäme. Man zeigte ihm die Kunststücke der natürlichen Magie und Experimentalphysik, die Wunder der Elektrizität. Wie würde der Wilde diese Ereignisse seinen Landsleuten referiren? „Götter, Wesen von höherer „Art, kamen über die Fluthen des Mee„res zu uns. Sie flogen durch die „Luft, und liessen sich wohl fünftau„send Schritte weit von dem Fleck, wo

„sie aufgefahren waren, nieder. Sie
„hatten Donner und Blitze vom Him=
„mel entwendet, und in große Röh=
„ren verschlossen, aus welchen das Ge=
„witter mit schrecklichen Schlägen auf
„ihren Wink hervorbrach. Sie erschüt=
„terten die Erde. Am Abend liessen sie
„allerlei fremde und unbekannte Ge=
„stalten sehen. Männer ohne Kopf
„wandelten auf und ab. Sie brachten
„Feuerfunken aus meiner Haut hervor.
„Eine Musik — unbeschreiblich und nie
„sonst gehört war sie — bezauberte
„meine Ohren, und doch sah ich weder
„Musikanten noch Instrumente. Diese
„Götter sind Herren der Natur. Sie

„verwandeln ein Ding in das andere. „Es ist billig, daß man sie anbetet." — Gesetzt diese Erzählung würde vom Vater auf den Urenkel mündlich fortgepflanzt, und endlich gar aufgezeichnet — würde daraus nicht eine Art von ältester Urkunde des Neuholländischen Menschengeschlechts werden? Würden nach einigen Jahrtausenden die Neuholländischen Philosophen mit den Künsten und Wissenschaften der Europäer schon bekannt, nicht etwa auf eine natürliche Erklärung dieser Wunder, welche ihres Urgroßvaters Urgroßvater von seinem Urgroßvater als zu dessen Urgroßvaters Zeiten geschehen, er-

zählen gehört hatte, zu denken anfangen? Und würden diese Philosophen, welche nun vielleicht selbst ein wenig hexen gelernt, und dadurch von den Thaten der Thaumaturgen einen andern und rektifizirten Begriff erhalten hätten, nicht etwa von den Priestern, welche den Kult der vergötterten Menschen — die vor Jahrtausenden nach Neuholland kamen — zu besorgen hätten, mit dem Vorwurfe verfolgt werden, daß sie aus der ältesten Urkunde alles Wunderbare wegexegesiren und wegvernünfteln wollten? Ungefähr auf diesem Standpunkte hielten wir, Herr Markis. Sie — schienen es zu

fühlen, daß Sie nun mit den historischen Beweisen für die Existenz der Feld- und Waldgötter gegen mich nicht viel ausrichten würden, weil ich den Nerven dieses Beweises bereits zerschnitten hatte. Aber Sie verlangten nun, daß ich Ihnen sagen sollte, wie die Alten wahrscheinlicher Weise auf die Idee von Faunen und Satyrn gekommen wären. —

Der Markis. Diese Foderung, Baron, ist hoffentlich gegründeter, als meine Beweise für die Existenz jener Waldwesen es waren. Nur leiten Sie mir die Idee der Satyrn nicht vom Teufel, und nicht von großen Affen

ab. Den Teufel kannte Gräzien nicht, und große Affen waren dort nicht zu finden. —

Der Baron. Erlauben Sie mir, Herr Markis, Ihnen zu gestehen, daß mir die Idee von Panen und Satyrn nicht in Griechenland zuerst aufgekommen zu seyn scheint. Die Griechen hatten den Anfang ihrer Kultur und ihrer Civilisirung — mithin eine Menge von Begriffen — den Aegyptiern zu danken. Diese verehrten schon den Pan, und man kennt gewisse Oerter in Aegypten, wo heilige Böcke und große Affen verehrt wurden. Nach Büttners wahr-

scheinlicher Hypothese hat Aegypten seine erste Bevölkerung und seinen Anbau einer Kolonie zu danken, die von den Ufern des Ganges gekommen war, um am Nil ein ihrer Heimath ähnliches Land in Besitz zu nehmen. Auch die Indier verehrten den Pan, und hier sowohl, als in Oberägypten und den benachbarten äthiopischen Wildnissen, gab es, und giebt es noch, große menschenähnliche Affen von verschiedener Art. Gerade in diesem Vaterlande der Affen ist, wo ich nicht irre, die Idee der Panen und Satyrn entstanden. Die Indier brachten ihre Begriffe mit nach Aegypten.

Vom Gestade des Nils wanderten diese Begriffe, in den Köpfen ägyptischer Aufklärer aufbewahrt, nach Griechenland hinüber. Aus Griechenland kamen sie mit Pelasgischen und Hellenischen Kolonien — z. B. durch Evander — nach Italien.

Der Markis. Sie leiten also doch die Idee der Feld- und Waldgötter nicht vom Teufel ab? vielleicht, weil Sie wissen, daß die Griechen ihn nicht kannten, vielleicht, weil Sie ihn nicht glauben. Allein, Affen sollten die Originale zu jenen Halbgöttern der alten Welt gewesen seyn? Ich gestehe Ihnen,

Baron, daß ich mich in diese Vorstellung nicht recht finden kann.

Der Baron. Wenigstens zweifle ich, ob sich ein anderer und wahrscheinlicherer Ursprung Ihrer Favoritgottheiten angeben läßt. Ist es wirklich so wunderbar, wenn rohe unwissende, in völliger Barbarei lebende Menschen aus Affen, die mehr körperliche Stärke, als sie selbst, hatten, und ihnen mehr Verstand zu haben schienen, als sie [die Affen nehmlich] wirklich besitzen, Halbgötter, Gegenstände der Verehrung, machen? War der Thierdienst so etwas Unerhörtes? Gründet sich die Andacht der Wilden nicht insgemein auf Furcht,

d. h. auf die Idee der Uebermacht gewisser wirklichen oder eingebildeten Wesen, und auf das Gefühl der Unsicherheit, in welche wir durch unsere Schwäche und den bösen Willen mächtiger Feinde versetzt werden? —

Der Markis. Aber sagen Sie mir, Baron, was hatte man von den Waldteufeln zu fürchten?

Der Baron. Denken Sie Sich kleine — noch wenig zahlreiche und gar nicht kultivirte Gesellschaften halb nackter Menschen, denen es noch an künstlichen Waffen, und fast an allen den Künsten fehlte, wodurch der Mensch den Thieren so furchtbar wird; denken

Sie Sich diesen kleinen Menschenhaufen, in einer Zeitperiode, die dem Alter der Geschichte, *) oder selbst unserer Zeitrechnung, um mehrere Jahrtausende vorherging, in den Wildnissen von Ostindien und Aethiopien — woher hernach die ersten Bewohner Aegyptens kamen, zerstreuet. Der Herr von Pauw vermuthet nicht ohne Grund, daß ehemals die Race der Orang-Utangs zahlreicher und ausgebreiteter gewesen ist, als jetzt. Die großen Anthropomorphen unter den Affen sind dem einzelnen unbewaffneten Men-

*) Oder den historischen Zeiten.

schen an Stärke weit überlegen. Auch kennt man ihre Geilheit, und ihre Anfälle auf die Tugend der Weiber von unserer Art. Faunorum ludibria! Verbinden Sie damit den allzuvortheilhaften Begriff, den — noch bis auf den heutigen Tag — manche Völkerschaften in Afrika sich von dem Verstande der Pongos machen! Isert in seiner neuen Reisebeschreibung sagt von den Negern in Guinea: „Sie halten die großen Affen für keine geringere Art von Wesen, als sich „selbst, und glauben, daß sie die Fähigkeit zu reden besitzen, aber „dabei so listig sind, diese Eigenschaft

„zu verbergen, und sich stumm zu stel-
„len, u. s. w." —

Der Markis. Aber ach! Baron! der berühmte Satyr des Praxiteles, welchen er seinem Amor an die Seite setzte, indem er ihn allen seinen übrigen Arbeiten vorzog! und so viel andere junge Faunen, die nichts Affenartiges in ihrer Figur haben, sondern so schön sind, daß man sie mit dem jugendlichen Bacchus verwechseln könnte! — — Wie können Sie es über Ihr Herz bringen, einen Pongo für das Urbild dieser herrlichen Formen auszugeben?

Der Baron. Aus dem goldenen Alter der Kunst bei den Griechen, und aus den schönen Faunengestalten, die aus diesem Alter uns übrig geblieben sind, dürfen Sie, Herr Markis, keinen Einwurf gegen meine Hypothese hernehmen. Der Satyr des Praxiteles, aus Parischem Marmor, zu Megara im Tempel des Bacchus, Myrons Satyr Marsyas, der die Flöte an's Ohr hielt, voll Verwunderung über den Laut, der sich aus ihr hervorbringen ließ, die vier marmornen Satyrn aus den besten Zeiten, die im Portikus der Oktavia zu Rom standen, die Bronze des Lysipp zu Athen, deren

Plinius im vier und dreißigsten Buche gedenkt, der schlafende Faun im Pallast Barberini, und der schöne junge Faun zu Portici, den Sie aus den Bronzi di Ercolano kennen, datiren ihre Existenz aus einem Zeitalter, welches durch die beinahe schwärmerische Liebe der Griechen zu schönen jugendlichen Formen, und das Bestreben der Künstler, diese Formen in der größten Vollkommenheit nachzubilden, und die Natur selbst zu übertreffen, sich auszeichnete. Aber glauben Sie nicht, Markis, daß diese reizenden Figuren von Marmor oder Bronze die älteste und ursprüngliche

Idee von Satyrn, u. d. ausdrücken. In den meisten Satyrgestalten ist der Affe weit mehr als der Mensch kenntlich. —

Der Markis. Aber die Ziegenfüße und die kleinen Hörner? —

Der Baron. Diese Attribute gehören zu den veränderlichen, die man nicht an allen Figuren dieser Art aus dem Alterthum antrifft. Silenen und Satyrn, theils mit theils ohne Ziegenfüße, u. d. erscheinen bereits auf den ältesten bemalten Gefäßen, die man Hetruscische nennt. Ich stelle mir den Ursprung der Hörner und Ziegenfüße bei den Waldwesen der Alten so

vor: In Aegypten verehrte man an gewissen Orten große Affen und heilige Böcke. Aegyptier führten den Griechen viele ihrer Begriffe zu, wie denn die Griechen einen beträchtlichen Theil ihrer Kultur diesem uralten Volke zu danken hatten. So kam auch die Idee von den göttlichen Affen und heiligen Böcken aus Aegypten nach Grácien. Da es aber in Grácien keine Affen gab, so konnte man in der Folge aus den einzelnen Ideen eines menschenähnlichen Affen und eines verehrten Bockes, die Idee eines Bockmenschen, oder eines Anthromorphen, welches größtentheils Affe ist, aber

doch einige Gliedmaßen mit dem Bocke gemein hat, zusammensetzen. Diese Komposition ist der Liebe zum Wunderbaren und Ausserordentlichen, womit die Griechen so stark behaftet waren, ganz gemäß, und konnte in den Köpfen der Künstler um so leichter erzeugt werden, da man die Originale, wovon die Idee der Satyrn abgezogen war, nicht vor Augen hatte. Plinius läßt Satyrn und Aegipanen in den Einödden des Atlasgebirges herumschwärmen. Diese Satyrn findet man noch daselbst. Es sind große Affen. Auf einem Berge in Indien trifft man, dem Plinius zufolge,

vierfüßige Satyrn an, die man in der Ferne für Menschen halten sollte. Ptolemäus, der Geograph, sagt: im Indischen Ozean, über den Ganges hinauf, lägen drei von Satyrn bewohnte Inseln. Man weiß, daß diese Gegenden die Heimath menschenähnlicher Affen sind. — Pomponius Mela versetzt die Satyrn nach Afrika, und fügt hinzu: sie hätten, ausser den Abbildungen, die man von ihnen machte, nichts menschliches. —

Der Markis. Die Aegyptier hatten also ihre abergläubische Achtung für große Affen entweder aus Indien, oder aus den äthiopischen Höhlen,

welche diesen Anthropomorphen zum Asyl dienen, mitgebracht. Und Aegyptier führten ihren Eleven, den griechischen Wilden, die Idee des Pan, der heiligen Affen, und der ehrwürdigen Böcke von Mendes zu? —

Der Baron. Man kann nicht zweifeln, daß hernach mit den griechischen Kolonisten diese Begriffe nach Italien gekommen sind. Hören Sie nur, Marquis, was Ovid in den Libris Fastorum singt: Evanders, des Arkadiers, Mutter, war Carmenta,

Quae simul aetherios animo conceperat ignes,
Ore dabat vero carmina plena Dei.

Sie war also eine Prophetin, und verließ mit ihrem Sohne Arkadien, das Land, welches seiner Schäfer und seiner Esel wegen so berühmt war.

Dicite Pierides, sacrorum quae sit origo?
Attigerint Latias unde petita domos.

Man sagt, fährt der Dichter [welcher hier für die Existenz einer uralten Tradition ein gültiges Zeugniß ablegt] fort, daß die alten Arkadier den Pan, den Gott der Heerden, verehrt haben. „Ein Zeuge sei Pholoe, und die „Stymphalischen Wasser, auch der mit „schnellem Strohme in's Meer sich gie-

„ßende Ladon! Zeugen seyn die fich-
„tenbekrönten Hügel des Nonakri-
„nischen Waldes, der hohe Cyllene,
„und der Parrhasische Schnee! — Pan
„war der Heerden Beschützer. Evan-
„der brachte diese Waldgottheit
„[silvestria numina] mit nach Auso-
„nien."

Inde Deum colimus, devectaque
sacra Pelasgis.

Die Arkadier bewohnten, wie man sagt, ihr Land, ehe Jupiter geboren wurde. Ihr Volk behauptete, eher als der Mond gewesen zu seyn.

— — Et Luna gens prior illa fuit. —

Ovid. Fastor. L. II. v. 290.

Aber wild und ungesittet ohne Künste, schweiften sie damals noch umher. Ein Laubdach von den schattigen Zweigen der Waldbäume diente ihnen statt der Häuser. Statt des Getreides fraßen sie wildwachsende Vegetabilien.

Nectar erat palmis hausta duabus aqua.

Sie pflügten nicht, säeten nicht, und erndteten nicht. Jedermann ritt, wie man bei uns zu sagen pflegt, auf des Schusters Rappen, weil der Gebrauch der Pferde unbekannt war. Man schlief unter freiem Himmel, und ging fast nur nach Art der Gymnoso- phisten in sein eignes angebor-

nes Fell gekleidet. Noch jetzt, sagt Ovid, zeugt die Gewohnheit, am Feste des Faunus unbekleidet umherzulaufen, von jener alten Sitte.

Faunus in Arcadia templa Lyceus habet. — Die Verehrung dieses Fauns führte Evander in Italien ein. Lassen Sie Sich den damaligen Zustand der Gegend von Rom schildern. Ovid sagt:

Exsul ab Arcadiis, Latios Evander in agros
Venerat, impositos adtuleratque Deos.
Hic, ubi nunc Roma est, orbis caput, arbor et herbae
Et paucae pecudes et casa rara fuit.

Noch überzogen wilde Wälder die Campagna di Roma. Im schattigen Waldthal wuchs Weide für das Vieh, welches in geringer Anzahl umher irrte. Hin und wider standen einsame Hütten, von Hirten bewohnt. Hier kamen Evander und Carmenta [praescia mater] an. „Hier bleibt stehen," rief die Prophetinn, die aus göttlicher Eingebung von den verborgenen Dingen der Zukunft sang. „Dieses Feld wird der Platz seyn, wo das Reich beginnet."

Sacraque multa quidem, sed Fauni prima bicornis
Has docuit gentes. — —

Der Markis. Gern, Baron, versetze ich mich mit Ihnen in jene Zeiten des grauen Alterthums zurück, und belausche, so viel es sich nach Anleitung alter, von Dichtern aufbewahrter, Sagen, und durch Vermuthungen thun läßt, den Ursprung der Societäten, der Superstitionen, und der Gebräuche der Völker.

Der Baron. Erlauben Sie mir, diesmal Geschäfte halber abzubrechen, und mich Ihnen, bis auf Wiedersehen zu empfehlen.

Der Markis. Leben Sie wohl, Baron. Aber vergessen Sie nicht, bald wieder zu kommen.

Fünftes Gespräch.

Lucus Aventino suberat niger ilicis umbra,
Quo posses viso dicere: Numen inest! — *Ovid.*

Der Markis.

Aber, Baron! es ist ein Glück für uns, daß niemand, so viel ich weiß, unsre Dialogen belauscht hat. Wir sind per varios casus, per tot discrimina rerum, auf Objekte ausgeschweift, welche den

meisten, [die sich im Fache, wohin unsere Gespräche einschlagen, für kompetente Richter ausgeben,] wohl schwerlich mit unserem Hauptthema eine natürliche Verbindung zu haben scheinen werden.

Der Baron. Es giebt viele Thyrsusträger, aber wenig Begeisterte. Was kümmert es uns, lieber Markis, wenn gewisse anmaßliche Kunstrichter ohne Sachkenntniß tadeln, oder aus ihrem angewöhnten, einseitigen und beschränkten Gesichtspunkt, von ihrem Dreifuß herab, dem sie wenig Ehre machen, urtheilen, wie sie können? — Es giebt für ein geüb-

tes Auge Verbindungen zwischen Dingen, die dem bornirten Kopfe in gar keiner Beziehung mit einander zu stehen scheinen, und eine Kombinationsart, die ihm an Radotage zu gränzen scheint, könnte vielleicht durch sehr gute Gründe gerechtfertigt werden. Allein für den hellern, weitsehenden Kopf wäre diese Rechtfertigung in unserm Falle wenigstens überflüßig. Einem Menschen aber, der nun einmal mit dem schwarzen Staar behaftet ist, kann man durch alles Licht aus dem Feuerhimmel die Objekte nicht sichtbar machen, die man vorzeigen wollte. „Glücklich ist, der dem

„Gemälde eines schlafenden Endy-
„mions gegenüber, Hamlets Mo-
„nolog: Seyn? oder Nicht seyn?
„zu kommentiren versteht, und dessen
„Geist, in eine herrliche Abwesenheit
„verloren, ohne Furcht, ohne Schwin-
„del, mit wollüstigem Schauer, in die
„dämmernde Tiefe seines Gegenstan-
„des hinabschaut!" —

Der Markis. Ich glaube, Sie zu verstehen, Baron. Ein gewisses Gefühl sagt mir, wo Sie hin wollen. —

Der Baron. Diese krystallene Quelle in Ihrem Wäldchen, Herr Markis, verdiente sie nicht, das Bad der züchtigen Nymphen zu seyn, wenn die Lust

ihnen ankommt, in den kühlen Wellen zu plätschern? O Fons Blandusiae, durch den Gesang des großen Venusiners verewigt! nein! — du kannst nicht reizender gewesen seyn. Und diese dichte Schatten! — Markis! wir sprachen einst in Teutschland über den Nutzen der Wälder, die Nothwendigkeit, sie zu schonen, zu erhalten, und sogar — in gewissen holzarmen Gegenden — nach Möglichkeit zu vermehren, und — über die aus einer allzugroßen Bevölkerung entspringenden Nachtheile. Hier — in Ihrem Vaterlande, unter dem mildern und schönern provenzalischen Himmel, be-

darf man freilich der Wälder weniger, als bei uns. Aber ich freue mich, zu sehen, daß der Markis ein Schutzgott der Bäume zu werden beginnt. Kann man auch hier das Holz leichter entbehren, als in Teutschland, so ist doch der erquikkende Schatten in diesem warmen Klima ein wahres Bedürfniß. Hier *) war es, wo sonst Pan am schwülen Mittag ruhete, indeß kein Schäfer zu flöten wagte. Der Markis ist zu religiös, dieses dämmernde Asyl des arkadischen Gottes zu zerstören, den er, nebst den Satyrn

---

*) Im Schatten der Wälder nehmlich.

und allen andern Waldwesen in seinen Schuz genommen hat. Wenn die Gegend zu offen, zu nackt, zu licht wird, wenn sie ihres Schattens — der mehr verbirgt, als zeigt, mehr errathen, als sehen läßt — durch die üble Wirthschaft ihrer Staatsmänner beraubt ist, so ist ihr Inhalt zu geschwind auf Einen Blick zu übersehen. Die Einbildungskraft behält nicht Raum zu ihren Lieblingsspielen. Man glaubt — hätte ich bald gesagt — weder an den Faunus, noch an die göttliche Jägerinn Diana mehr.

Der Markis. Bei dem allem, Baron, haben wir durch unsere Philoso-

phie vielleicht mehr eingebüßt, als gewonnen. So viel schöne freundliche Illusionen, die das Leben erheiterten und pikant machten, sind zernichtet; der wohlthätige Zauber ist aufgelöst. Wo sind — ich beschwöre Sie! — die lächelnden Gestalten, die im Morgentraume unseres entflohenen Lenzes uns begegneten, und dem argwohnfreien Jüngling Freude zusagten? Man hat an ihrer Stelle, ich weiß nicht, welche? Wahrheit gesetzt, die nicht halb so viel werth ist, als der Traum, aus dem sie uns aufstörte. — Meine Philosophie ist, die der Madame d'Antremont. In meiner Schreib-

tafel finden Sie folgende Verse von ihr:

Oui, malgré les cris et le ton
Du Censeur jaloux et sauvage,
Ie suivrai les erreurs d'un gout vif
et volage,
Le plaisir a toujours raison. —

Der Baron. Ich lässe der sanften und heitern Philosophie der Markise von Antremont Gerechtigkeit widerfahren. Sie verachtet das Geschrei mürrischer, eigensinniger Censoren, und folgt, ohne auf das Lob derselben Anspruch zu machen, und ohne durch ihren so oft ungerechten Tadel gekränkt zu werden, den liebens-

würdigen Caprizen eines lebhaften und flüchtigen Geschmacks. Allein, Vortheile und Nachtheile genau gegen einander berechnet, haben wir doch bei dem Ernst und der Strenge unserer Philosophie im Ganzen mehr gewonnen, als verlohren.

Seit wann, Markis, wäre es den freundlichen Grazien unmöglich geworden, durch ihr zauberisches Lächeln die Stirne der ernsten Matrone zu erheitern, und sie zur Theilnehmung an ihren muntern Spielen und Scherzen zu verführen? — Auf Ihrer Wagschaale behalten die Vortheile, welche unser Vergnügen von dem Systeme der alten Götter- und Fabellehre ziehet,

das Uebergewicht. Allein — im Ernst, lieber Markis, möchten Sie eine Göttinn im Bade sehen, oder Pan im Schatten heiliger Wälder schlafend antreffen? Sie wissen, wie gefährlich ein solcher Anblick war, wie sehr die Hirten ihn zu vermeiden suchten. Fürchten Sie das Schicksal des Tiresias nicht, welcher die Pallas mit einer Nymphe auf dem Helikon sich baden sah, und den Gebrauch der Augen verlohr? Wie gewagt war es, sich dem — nur selten zugänglichen — Heiligthume einer Gottheit zu nahen? Denken Sie an die wahre, und die falschen Religionen, an das tragbare Tabernakel des

Gottes der Hebräer, dessen Anblick oder Berührung — sogar wenn man es gegen das Umfallen sichern wollte — so vielen Leuten das Leben gekostet hat, und an den alten heiligen Hain bei Marseille, wovon Lukan singt:

Sed cessere Diis, medio cum Phoebus in axe est,
Aut coelum nox atra tenet, pavet ipse sacerdos,
Accessus — dominumque timet deprendere luci!

Priesen sich die religiösen Leute des Alterthums nicht glücklich, wenn sie sagen konnten:

Nec Dryadas, nec nos videamus labra
Dianae,
Nec Faunum, medio cum premit arva
die! — *Ovid.*

Schon aus einer bekannten lyrischen Supplik des Horaz an den Faunus könnten Sie wissen, Freund Markis, daß diese numina sylvestria nicht immer wohlthätig waren, daß man auch oft einen Schabernack von ihnen befürchtete. Ueberhaupt kann nichts ungleicher und unbeständiger seyn, als die Launen der alten Götter. Die Menschen — welche, wie ein gewisser Prometheus sagt, aus Furcht, Unwissenheit und Eigennuz ihnen räu-

chern *) — mußten insgemein die Wohlthaten, die sie von ihnen zu empfangen wähnten, um einen hohen Preis erkaufen. Sie gaben nichts umsonst, und geizten nach Opferdunst, Schmeicheleien und Ehrenbezeigungen, wie Bettler nach Almosen. Der Fond ihres Charakters taugte nichts. Sie besaßen mehr Macht, als wir andern armen Tröpfe, ob sie gleich, wie Paläphatus von der Diana anmerkt, nicht alles thun konnten, was sie wollten; und

*) So war ein Opfermahl, nach frommer
Alten Weise,
Dampf für die Gottheit nur, doch — für die
Priester Speise. —
Kästner.

da ihr Verstand, obgleich, der Voraus-
setzung nach, größer als der unsrige,
doch noch immer eingeschränkt,
und sie dabei den Leidenschaften unter-
worfen waren, so kamen sie, wie die
drei französischen Könige, welche im
achtzehenten Jahrhundert regiert ha-
ben, nicht selten in den Fall, ihre Macht
zu mißbrauchen, und durch Sotti-
sen sich die Vorwürfe und die Verach-
tung des aufgeklärtern Theiles der Welt
zuzuziehen.

Der Markis. Es ist wahr, Baron,
wenn der Charakter der Götter nicht
wesentliche Güte und Gerechtig-
keit ist, die wir in der Gottheit unse-

res Glaubens mit Recht verehren, so hat man weit mehr Ursache, Wesen, die an Leidenschaft und Eigensinn uns wenigstens gleich, und nur an Macht uns merklich überlegen sind, zu hassen und zu fürchten, als sie zu lieben. Wer die Macht in Händen hat, welcher ein Gegengewicht fehlt, wer über das Gesez erhaben, und durch die Hoffnung der Impunität dreist geworden ist, hat eine natürliche, und unter gewissen Umständen unwiderstehliche Neigung, ein Despot, ein Unterdrücker zu werden. Nicht bloß in der Geschichte des poetischen Himmels — auch in der unserer Sultane finden wir Belege ge-

nung für diesen Satz. Der alte Despotismus in Frankreich hatte die gegenwärtige Anarchie und Gesezlosigkeit, die das größte Uebel ist, zur traurigen Folge. Der Despotismus der Götter und ihrer Minister — —

Der Baron. — machte, daß man endlich anfing, die Rechte dieser überirdischen Tyrannen streng zu prüfen, und damit aufhörte, ihre Existenz zu bestreiten, oder doch als problematisch anzusehen. Der Kenner der menschlichen Natur wird sich über diesen so natürlichen Gang der Dinge weder ärgern, noch wundern. — — Alles, so genau als es der Natur der Sache nach mög-

lich ist, gegeneinander berechnet, hat der Götterglaube, oder um den Ausdruck allgemeiner und umfassender zu machen, die Superstition, dem menschlichen Geschlechte weit mehr geschadet, als genüzt.

Der Markis. Daraus würde für den Philosophen, dem der Charakter eines Weltbürgers besondere Pflichten auflegt, die Verbindlichkeit folgen, jenen Glauben, und wäre er mit dem Roste der Heiligkeit, den die Jahrtausende ihm angesezt haben, noch so sehr angelaufen, öffentlich mit aller Freimüthigkeit zu bestreiten, ohne sich an das ewige: Crucifige eum! gewisser

Antipoden zu kehren, welche so, wie gewisse Marktschreier und Saalbader, Zetermordio! schreien, wenn man ihnen ihre schädliche Pulver, Pillen und Wunderessenzen konfiscirt, oder ihre betrogene Kunden von ihrer Boutike wegscheucht. — —

Anhang.

A.

So wenig man berechtigt ist, alles, was sich nicht innerhalb des engen Zirkels unserer eigenen sehr eingeschränkten Erfahrung befindet, oder, was den Erscheinungen unähnlich ist, die sich uns bisher dargestellet haben, sogleich als ungereimt und fabelhaft zu verwerfen; so wenig würde man auch den voreiligen und unbedingten Glauben an fremde Berichte und Zeugnisse von solchen Dingen rechtfertigen können, die mit denen, welche nicht bloß wir selbst, sondern alle, oder doch die meisten Menschen, seit Jahrtausenden allezeit wahr-

genommen haben, keine Analogie zu haben scheinen. — — Die Neigung der Menschen zum Außerordentlichen und Wunderbaren ist so stark, die Versuchung, ein Wunderthäter oder ein göttlicher Gesandter zu scheinen, kann bei Personen von einer gewissen enthusiastischen Denkart, und unter gewissen die aktive und passive Illusion begünstigenden Umständen, so unwiderstehlich werden, und die Sinne der Menschen sind, so wie ihre Einbildungskraft, so manchen natürlichen und künstlichen Täuschungen unterworfen, daß man gegen die Erzählungen der Geschichtschreiber von ungewöhnlichen und abentheuerlichen Dingen mißtrauisch zu werden, große Ursache hat.

Wenn uns Erzählungen von angeblichen Thatsachen vorgelegt werden, so haben wir erstens: Die Natur

LB Coburg

der bezeugten Sache selbst zu prüfen, d. h. die absolute und relative oder hypothetische Möglichkeit des Fakti.

Zuerst seine absolute Möglichkeit. — Bei dieser Untersuchung werden wir gemeiniglich finden, daß wir dem größten Theil der Wunderdinge, womit Geschichtschreiber und Poeten die Welt angefüllt haben, die absolute Möglichkeit einräumen können, insofern die meisten der erzählten Dinge keinen erweislichen Widerspruch in sich fassen, und der Imagination immer vorstellbar bleiben. Allein zum Beweise der realen Möglichkeit wird bekanntlich noch etwas mehr, als die bloße Denkbarkeit der Sache erfodert, und gerade bei dem Erweis dieses Mehrern nahmen die Hauptschwierigkeiten erst ihren Anfang. Die Untersuchung schreitet also zur re-

lativen Möglichkeit des bezeug- ten Ereignisses fort. Wenn eine Bege- benheit auch an und für sich vor- stellbar, und also nach unserm Urtheil möglich ist, so ist sie darum noch nicht gleich in einem gewissen gegebe- nen System der Dinge, welches nach bestimmten Gesetzen fortschreitet, mög- lich. Die Wesen der alten Mythologie und die Metamorphosen, welche Ovid besungen hat, könnten vielleicht in ei- ner andern Welt, als die unsrige, und auf einem von uns entfernten Pla- neten realisirt seyn. Aber in die uns bekannte Ordnung der Dinge hienieden, so wie Sinne und Beobachtung sie uns entdecken, passen sie nicht, und die au- ßerordentlichen Wahrnehmungen, welche die Feen-Theorie voraus- sezt, würden sehr geschickt seyn, einen nachdenkenden Mann — der nun, un-

schlüssig, ob er seinen Sinnen, oder seiner Vernunft trauen, und welche von beiden er des Betruges zeihen soll, zwischen beiden eine erbärmliche Figur machen würde — zum Narren zu machen. Zur Untersuchung der relativen Möglichkeit wird erfodert, zuzusehen: ob das, was der Zeuge berichtet, im Verhältniß gegen bekannte oder billig vorauszusezende Umstände möglich ist, d. h. ob es sich mit Ort, Zeit, Personen, Sitten, Charakteren, u. d. m. zusammenreimen läßt. Ferner: ob das, was der Zeuge aussagt, auch einer sichern sinnlichen Wahrnehmung fähig, oder die Sache vielleicht den Sinnen gar nicht unterworfen war? Wenn z. B. jemand uns versicherte, er habe den reinen Geist gesehen, oder gehört, oder gefühlt, so würden wir schließen,

daß dieser Mensch von dem reinen Geiste keinen richtigen Begriff habe, und daß dasjenige, was er wirklich gesehen, oder gehört, oder gefühlt hat, weder der reine Geist selbst, noch auch ihm, als einem ganz außersinnlichen Wesen, ähnlich seyn könne. Eben so ist auch die Verwandlung, welche nach dem Glauben unsrer Brüder, der Katholiken, in dem Abendmahl vorgehet, eine völlig außersinnliche und gar nicht wahrnehmbare Begebenheit, indem wir an der konsecrirten Oblate nicht die allerkleinste Veränderung ihrer vorigen Beschaffenheiten bemerken können, sondern vielmehr von der Fortdauer des Brodtes und Weines nach der Konsecration die nämliche auf das Zeugniß der Sinne gegründete Gewißheit haben, die wir von der Existenz des Brodtes und Weines vor dieser heiligen Ceremonie hatten. — —

Sobald nun die Untersuchung der Natur des bezeugten Fakti selbst geendigt, und die Unmöglichkeit desselben nicht entschieden worden ist, gehet man zur Prüfung der Zeugen selbst über. Man untersucht, ob auch der Zeuge ein Augenzeuge gewesen ist? ob er zu richtigen sinnlichen Wahrnehmungen geschickt war, ob er vielleicht am Leibe, oder an der Seele, oder an beiden zugleich, krank, oder unaufmerksam, oder schlaftrunken, oder berauscht, oder mit einer allzulebhaften Imagination begabt, oder mit fehlerhaften sinnlichen Werkzeugen versehen war? ob er seinen Bericht gleich nach der sinnlichen Wahrnehmung, oder erst eine geraume Zeit nachher aufgesezt hat, in welchem leztern Falle ihm sein Gedächtniß untreu geworden seyn könnte; — ob Er der einzige Zeuge für das Faktum ist, oder

ob noch mehrere Zeugen vorhanden sind, da — zumal zur Bestätigung ungewöhnlicher, seltsamer und außerordentlicher Thatsachen — mehr als Ein Zeuge nothwendig erfordert wird? ob ferner, im Falle der Pluralität der Zeugen, ihre Berichte übereinstimmen, oder sich widersprechen? — —

Jeder Vernünftige wird, wie ich denke, einsehen, daß es sehr schwer, und in manchen Fällen ganz unmöglich ist, in Ansehung aller dieser Fragen, von deren Decision die Zulässigkeit und Autorität der Zeugen abhängt, zur Gewißheit zu kommen. Diese Betrachtung kann dazu dienen, dasjenige zu rechtfertigen, was ich irgendwo von der Unsicherheit der alten Geschichte gesagt habe.

Unser Vertrauen auf einen ansehnlichen Theil dieser Geschichte wird sich noch mehr vermindern, wenn wir sehen,

daß gewissen Denkmälern ein Alter von zwei bis dreitausend Jahren zugeschrieben wird, daß wir die Originale nicht besizen, daß die Abschriften durch viele Hände gegangen sind, daß, je älter eine Urkunde ist, ihr Inhalt um so weniger durch andere damit übereinstimmende Nachrichten und Zeugnisse bestätigt werden kann, weil es uns an gleichzeitigen und erweislich authentischen Monumenten fehlt. — *)

*) Diese Gründe sollen keinesweges den Pentateuch verdächtig machen, dessen hohes Alter und Authentie genugsam bewiesen sind. — —

B.

In der That kann nichts unsicherer seyn, als der Beweis für die Wahrheit eines wunderbaren Ereignisses, der aus den Festen, jährlichen oder periodischen Spielen, Feierlichkeiten, Gemälden, Statüen und andern Monumenten gezogen wird, welche die Absicht zu haben scheinen, das Andenken alter Begebenheiten zu verewigen. — Man kann vielleicht, ohne sich der Ausschweifungen des Pyrrhonismus schuldig zu machen, zweifeln, ob es im ganzen Alterthum ein einziges Fest gab, welches sich auf ein verificirtes Faktum gründet? — Kann eine antike Hymne zu Ehren Apolls, der Claros besuchte, beweisen, daß Apoll nach Claros gekommen ist? Man hat dem Perseus eine Kapelle gebauet; muß er deswegen An-

dromeden befreiet haben? Die Columna rostralis, welche die Zeitgenossen des Duilius zu Rom errichteten, sezt die gewonnene Seeschlacht des Duilius außer Zweifel. Aber kann die Bildsäule des Augur Nävius darthun, daß dieser Wahrsager einen Kieselstein mit einem Scheermesser zerschnitten hat? — — Läßt sich aus den Statüen der Ceres und des Triptolem zu Athen schließen, daß diese Personen, welche den Athenern den Feldbau lehrten, mehr als bloße Menschen; daß sie, man weiß nicht, aus welcher Gegend des Himmels, herabgestiegen waren, dem Völkchen von Attika Begriffe vom Pflügen und Säen beizubringen? — — Kann der berühmte Laokoon, der noch jezt vorhanden ist, die Wahrheit der Geschichte vom Trojanischen Pferde bestätigen?

Rabelais versichert uns, daß die Pariser der Blase des Gargantua ihren schönen Fluß, die Seine, zu danken haben. Man glaubt dem Rabelais nicht, weil man ihn für einen Dichter in Prosa, für einen Mährchenschreiber hält. Wenn aber ein Paar Mönche des Mittelalters *) in ihren Chroniken das nehmliche Ereigniß auf Mönchsgewissen und Mönchsparole, so ernsthaft als möglich attestirten; würde es darum im mindesten glaublicher werden? Hört eine handgreifliche Lüge dadurch auf, eine Lüge zu seyn, weil sie aus einem Roman oder einem Gedichte in ein Geschichtbuch übertragen wird? Und wenn das Zeugniß jener ehrwürdigen Väter doch

*) Denen wir ohnehin so vieles glauben müssen, weil nur sie die Geschichtschreiber eines langen Zeitalters waren. — —

etwa um der Schwierigkeit willen, sich zwischen dem Flusse bei Paris und der Blase des Gargantua ein Verhältniß zu denken, nur als ein halber, oder Viertelbeweis gelten sollte; würde dieser unvollständige Beweis dadurch ergänzt werden, daß man sich auf die Existenz der Seine selbst, als auf ein sichtbares Denkmal von der Kapazität der Blase des Gargantua beriefe? — Vermuthlich würde ein Zweifler dem Vorgeben der Mönche die Unmöglichkeit der bezeugten Sache, und dem angeblichen Complement des Beweises *) den Ausruf entgegensezen: die Seine sehe ich wohl, aber daß Gargantua sie ge...t hat, sehe ich nicht. —

*) Welcher keiner Ergänzung bedarf, da er an sich = 0 (gleich Null) ist, und das, was dieser Null hinzugethan wird, ebenfalls als Zero, d. h. nichts, gilt. — —

C.

Die Aehnlichkeit, welche sich zwischen der Geschichte des Bacchus, und den Begebenheiten Mosis, des von Gott begeisterten Gesezgebers und Geschichtschreibers, findet, hat einige Gelehrte verleitet, die Parallele zwischen beiden sehr weit zu treiben. Man erinnere sich nur des belesenen Vossius, dem wir das Buch de Theologia gentili zu danken haben, und des noch ausschweifendern Huet, Bischofs zu Avranches, welcher das gelehrte und kindische Werk: Demonstratio Evangelica, geschrieben hat. Dieser leztere Gelehrte behauptet, Moses sei Bacchus, Osiris, Typhon, Aeskulap, und sogar — der obscöne Gott der Gärten. — — Man kann diesen Schriftstellern noch den ältern Fourmont,

den Verfasser der Réflexions critiques sur les anciens peuples, an die Seite sezen. Bacchus soll, wie einige dafür halten, in Aegypten geboren und auf dem Nil ausgesezt worden seyn. Einmal theilte er die Wasser des Flusses Orontes zur Rechten und Linken, um mit seinen Begleitern, ohne sich die Füße naß zu machen, mitten hindurch gehen zu können. Am Hydaspes bahnte er sich nicht weniger einen trockenen Weg mitten durch den Strohm. Er hemmte den Lauf der Sonne, schlug die Erde mit seinem Thyrsus, und eine Weinquelle sprudelte hervor. Seine Geseze gravirte er, der Sage nach, auf zwei Marmortafeln. — — Er lebte in den vorhistorischen Zeiten, und noch lange nach ihm gab es keine Geschichtschreiber, nur Dichter, die das Vergangene besungen, und das Künftige zu weißagen schienen.

Fast alle Alten stimmen darin überein, daß Bacchus in Indien gewesen, und von den Indiern verehrt worden ist. Silen war der Erzieher und Begleiter des Bacchus. Beide stellt man gewöhnlich, mit Satyrn und Nymphen umgeben, vor. Silen sang nicht bloß, wie in der bekannten Ekloge Virgils, von den verborgenen Dingen der Vergangenheit, sondern auch bisweilen von den Geheimnissen der Zukunft. Das klägliche Schicksal seines Esels, und den Ursprung der Gewohnheit, dem Priap einen Esel zu opfern, kann man im sechsten Buche der Libri Fastorum des Ovid, V. 335 bis 346, nachlesen. —

D.

Si on fait souvenir les philosophes, sagte Voltaire, que selon Saint-Jérome, dans sa vie de l'Eremite Paul, cet Eremite eut plusieurs conversations avec des Satyres et avec des Faunes — — ils pourront repondre que cela n'est pas absolument contre la physique, que des Satyres et des Faunes peuvent avoir existé. — — So wenig wir die Möglichkeit der Faunen und Satyrn zu läugnen begehren, so gestehen wir doch, daß wir keinen Grund ansichtig werden können, ihr Dagewesenseyn zu vermuthen. Es ist, so viel wir wissen, nicht unmöglich, daß einige Arten von Kreaturen, die ehemals existirten, untergegangen sind. Wäre also die stetige Kette der Naturwesen etwas mehr, als ein philosophisches

Hirngespinnst, so könnten wir aus gewissen Lücken vielleicht schließen, daß diese ehemals mit gewissen Mittelarten ausgefüllt gewesen seyn mögen, welche den Uebergang vom Affen zum Menschen, oder vom Menschen zu den völlig unbekannten höhern Wesen ausmachten, und nachher durch uns unbekannte Revolutionen der Natur vernichtet wurden. Allein die Naturkette gewisser Prätendirten Philosophen ist, wie es scheint, das bloße Produkt ihrer Imagination, und gleicht der Homerischen Kette, woran Jupiter, der Donnerer und Prahler, alle Götter und die Welt zu sich hinaufziehen konnte. — — Zwischen dem unendlichen Wesen und dem vollkommensten Endlichen ist so wenig Proportion, als zwischen dem unendlichen Wesen und dem Atom, der im Sonnenstrahle spielt, und uns zunächst

an's Nichts zu gränzen scheint. Der Abstand vom Unendlichen bis zum Ersten der Endlichen bleibt immer unendlich. Nichts kann ihn vermindern, nichts ihn verschwinden machen. — — Welche Gradation findet doch — um statt unzähliger möglicher Beispiele nur Eins zu geben! — unter den Planeten Statt? Der Mond ist wenigstens vierzigmal kleiner, als die Erde. Kennen wir aber Planeten, die ein und vierzig, funfzig, hundert, oder tausendmal kleiner, als die Erde; oder Monde, die nur der Hälfte, dem dritten, dem vierten, dem achten, dem hundertsten Theil unseres Mondes gleich sind? — — Was von den sehr ungleichen Größen der Planeten gilt, läßt sich auch von der Geschwindigkeit ihrer Bewegungen, und der Zeit, worin sie ihren Kreislauf vollenden, behaupten. Mars vollendet seine Bahn

in zwei Jahren, Jupiter, sein viel grö-
ßerer Nachbar, in zwölf, Saturn gar
in dreißig Jahren. Wo sind hier un-
merkliche stufenweise Uebergänge durch
alle Zwischengrößen, z. B. zwischen
=2 und =12, zwischen =12, und
=30? — —

Wir brauchen wenigstens die Faunen
und Satyrn nicht, um die scheinbare
Lücke, die sich in der Kette der Natur,
zwischen Affen und Menschen befindet,
auszufüllen. Der Orang-Outang mag
manches stockdumme Individuum un-
serer Gattung an Genie übertreffen,
oder ihm wenigstens an Fähigkeit nichts
nachgeben. Wir haben zu wenig Gele-
genheit, die Oekonomie und die Hand-
lungen jener Anthropomorphen — wel-
che die Wildnisse des südlichen Asiens
und die Spelunken der äthiopischen Ge-
birge bewohnen — in der Nähe zu be-

obachten. Wären wir dazu im Stande, so würden wir vielleicht Spuren der Vernunft bei ihnen entdecken, welche gewisse — den Thieren allzuwenig einräumende — Philosophen, mit der Natur der Thiere unbekannt, in ihrem Studierzimmer nicht erwarten. Mir hat der Beweisgrund eines gewissen großen Mathematikers für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele — und nur dieser Seele allein — welchen er auf die uns eigene, den Thieren aber mangelnde Fähigkeit, Begriffe von Gott zu haben, gründet, nie einleuchten wollen. Die Seele eines halbjährigen Kindes, und die eines Kindes im Mutterleibe, hat actu so wenig Begriffe von Gott, *)

*) Ich seze hier, wie billig, voraus, daß die Chimäre von angeborenen Begriffen, die das Kind schon im Mutterleibe hatte, ohne sich ihrer bewußt zu seyn, längst widerlegt ist. — —

als der Hund oder der Affe. Wendet man dagegen ein, daß die Seele des kleinen Kindes dennoch unsterblich sey, weil sie fähig ist, mit der Zeit diese Begriffe zu erlangen; so könnte man erwiedern, daß wir das innere Wesen der Thierseele, und die Verhältnisse, in welche sie, ihre Fortdauer vorausgesezt, künftig kommen kann, viel zu wenig kennen, um ihr die Fähigkeit, jemals zu Begriffen von Gott zu gelangen, gänzlich abstreiten zu dürfen. Wenigstens treffen wir zwischen dem Menschen und den Affen mehr als Eine Aehnlichkeit an, und ihre Fähigkeiten sind vielleicht nicht der Art oder dem Wesen, sondern bloß dem Grade nach, verschieden. Soll dieser Grad bei dem Affen seiner Erhöhung jemals fähig seyn, so hat man — die untrüglichen göttlichen Orakel der heiligen Schrift

bei Seite gesezt — den nämlichen Grund, an der Möglichkeit einer künftigen Vervollkommnung des ganzen Menschen oder seiner Seele zu zweifeln. Der grosse Meßkünstler, dessen Abhandlung von der Unsterblichkeit der Seele ich hier zu beurtheilen wage, führt im Anfange derselben einige Argumente an, deren sich tiefsinnig seynwollende Pilosophen bedient haben, das ewige Leben unserer Seele zu demonstriren. Er scheint diese angeblichen Gründe besonders auch deswegen zu verwerfen, weil sie zugleich die Unsterblichkeit der Thierseelen, mithin zu viel, beweisen würden. Mir scheinen sie bloß deswegen keinen Beifall zu verdienen, weil sie — weder die Unsterblichkeit unseres Geistes, noch das ewige Leben der Thiere beweisen, und sich theils auf anthropomorphistische, oder sonst doch

unrealisirbare Begriffe von der Gottheit, theils auf das — auch bey'm Gottesbeweise a priori gewöhnliche — Spiel mit dem Wörtchen Vollkommenheit, woraus philosophische Tausendkünstler so vieles zu pressen verstehen, theils sonst auf ziemlich willkührliche und unsichere Voraussezungen gründen. — *)

Was sich sonst gegen den Kästnerischen Unsterblichkeitsbeweis, insofern er aus der Oberherrschaft Gottes über denkende Geschöpfe hergeleitet wird, etwa erinnern liesse, gehört nicht

*) Was ich gegen gewisse Argumentationen für die Seelenunsterblichkeit gesagt habe, trift auch die Mendelssohnischen, im Phädon vorgetragenen, Beweise, durch welche man weder die Immaterialität, noch die Unsterblichkeit der Seele, in der von Wolf und Bülfinger genau bestimmten vollen Bedeutung des Wortes, überzeugend darthun kann. —

hieher. Ich wollte bloß zeigen, daß man bei der Voraussezung einer künftigen Vervollkommnung unserer Seele eben keinen Grund hat, die künftige Vernichtung der Thierseelen, oder doch ihre Fortdauer ohne alles Bewußtseyn, zu vermuthen.

E.

Wenn man einmal übernatürliche Wirkungen als möglich, wahrscheinlich, zweckmäßig und historisch erweislich, zuläßt, so wird man — wenigstens um konsequent und mit sich selbst einstimmig zu seyn — sie auch in manchen andern Fällen einzuräumen, oder wenigstens nicht gerade zu verwerfen, sich genöthigt fühlen. — „Ich habe, mit Paläphat, dem Erklärer der unglaublichen Dinge, zu reden, „den uralten

„Schriftstellern Melissus und La„miskus von Samos immer Beifall „gegeben, wenn sie sagen: ehemals ist „etwas wirklich gewesen, also kann es „jezt noch seyn.“ — — Wenn unsere Brüder, die Katholiken, einmal glauben, daß die Einsegnung eines Priesters, Salbung mit Oel, und andere Ceremonien solche Wirkungen veranlassen können, die mit den sichtbaren Ursachen keinen Zusammenhang haben, oder in den natürlichen Eigenschaften des salbenden und konsekrirenden Subjekts, so wie des gesalbten und konsekrirten Objekts, nicht gegründet sind; so wird es ihnen leicht werden, zu glauben, daß ähnliche Handlungen und Formeln eines Gaßners Teufel austreiben, oder die Künste eines Schröpfers abgeschiedene Seelen erscheinen machen. Alle Wunder sind im Wesentlichen ihres Begriffes einander

gleich. Wenn Bacchus — dessen Identität mit Mose Huet behauptet — mit seinem Thyrsus die harte Erde schlägt, und eine Fontaine hervorspringen macht; so ist offenbar zwischen dem Schlagen mit einem Epheuumwundenen Stabe, und dem Entstehen einer Weinquelle kein natürlicher Zusammenhang zu finden. Wollte man daher den Effekt, der, mit dem Stabe des Bacchus verbundenen, unsichtbaren Kraft Gottes zuschreiben, so würde man 1. — den Fehler derjenigen Philosophen begehen, welche rem obscuram per aliam magis obscuram zu erklären suchen; 2. — man würde im Grunde nur die okkulten Qualitäten unter einem andern, und scheinbar frömmern Namen — der aber die Sache nicht änderte — wider einführen. 3. — Auch der Meßpriester, der

durch seine Formel die Oblaten verwandelt, und die Bäuerinn, die einige Kreuze auf ihr Butterfaß macht, um die Butter gegen das Behexen zu garantiren, berufen sich nicht minder auf diese mit der sichtbaren Handlung verbundene unsichtbare Kraft Gottes, von der wir ohnehin nicht a priori bestimmen können, wann und wie sie wirken werde? — Es ist überall einerlei Fall.

Schwerlich wird man mit Grunde die Bemühungen dererjenigen billigen können, welche, so rühmlich und ernstlich sie es sich auch angelegen seyn lassen, die ältern christlichen Wunder zu vertheidigen, dennoch den Saz festzusezen suchen, daß „alle wahre Wunder mit „dem Tode der Apostel und der apo„stolischen Männer, um die Mitte „des zweiten Jahrhunderts aufgehört haben." — — Der Zweck war,

fügen sie hinzu, erreicht; folglich wurde das Mittel überflüßig. Ein Kenner der Geschichte und des Zustandes der Welt könnte vielleicht es läugnen, daß der ganze Zweck damals schon erreicht gewesen sei. Hatten nicht noch in den folgenden Jahrhunderten christliche Missionnaire das Evangelium unter heidnischen Völkern zu predigen und zu gründen? Konnten diese von der Wahrheit der ältern christlichen Wunder, die sie nicht gesehen hatten und auch wohl auf die bloße Versicherung fremder, ihnen unbekannter, Ankömmlinge hin, zu glauben nicht verbunden waren, geschwinder und sicherer überzeugt werden, als durch den Anblick ähnlicher Wunder? — — Waren die Wunder zur Ueberzeugung der Menschen in Palästina nothwendig, warum nicht auch zur Bekehrung der Menschen in Mexiko und Japan? — —

Zudem beruhet die Fortdauer der Wunderkräfte auf dem Zeugniß mehrerer alten Kirchenväter, wovon ich nur zwei citiren will. Sankt-Augustin sagt: nam etiam nunc fiunt miracula in Salvatoris nostri nomine, sive per sacramenta ejus, sive per orationes vel memorias Sanctorum ejus. — —

Dieser gelehrte Vater führt zwei und zwanzig Wunder aus seiner Zeit an, worunter eins ist, von welchem, wie er sagt, die ganze Stadt Hippon Zeuge war. *)

---

*) Einige Zweifler wenden, um diesen Beweis zu entkräften, ein: das Zeugniß der ganzen Stadt Hippon existire nirgends, und beruhe bloß auf dem Vorgeben Sankt-Augustins, welcher allein bezeugt, eine ganze Stadt habe bezeugt. Zudem, sagen sie, kann das Zeugniß einer ganzen Stadt wohl eine Kazbalgerei unter zwei Bürgern, den plözlichen Einsturz einer Mauer oder eines Hauses, und andere na-

Origenes, der im dritten Jahrhunderte lebte, sagt in seinen Büchern gegen den Celsus: „Die Kraft, wunderbare Dinge zu verrichten, sei „von denen noch nicht gewichen, die „nach der Vorschrift Christi wandeln.“ Ferner: „unter den Christen haben die „Wunder noch nicht aufgehört. Ja, „es geschehen [jezt, zu Origenes Zeiten] „bisweilen noch größere Wunder „unter ihnen, als ehemals geschehen „sind. Und sind wir so viel werth, daß „man uns trauen kann, so können wir „sagen, daß wir sie selbst gesehen „haben.“ — —

Ein Wunder nun, welches man, wie Origenes, selbst gesehen hat, ist für den, der es gesehen hat, und bei der

---

türliche und gewöhnliche Vorfälle — aber nicht eben so sicher und ohne Replik, ein Wunder beweisen. — —

strengsten Prüfung keinen Anlaß zum Verdacht eines Betruges oder einer Sinnentäuschung findet, freilich ein augenscheinlicher Beweis. Allein diese Evidenz fällt für denjenigen weg, der weder das Wunder quaest. selbst, noch andere ihm ähnliche Dinge jemals gesehen hat. Die Wahrscheinlichkeit der Existenz des Mirakels, die aus den Berichten der Geschichtschreiber entspringt, kommt bei weitem der Gewißheit nicht gleich, die sich auf das Zeugniß unserer eigenen Sinne gründet. — —

F.

Die antiken Monumente, die wir noch haben, stellen den Sylvan oft als einen Satyr, bisweilen aber zur Hälfte mit einem Ziegenleibe, vor. — Bisweilen ward er in ganz menschlicher Gestalt

abgebildet, mehrentheils mit einem Cypressenzweige, wegen seiner Liebe zu dem jungen Cyparissus, der in den Zeiten der Mirakel und der Metamorphosen in diesen, den Gräbern geweiheten Baum verwandelt wurde. Seine Attribute sind ein Tannzapfen — weswegen er auch bisweilen Sylvanus pinifer heißt, eine Sichel, die er in der Hand hält, ein Kranz, und bisweilen hat er einen Hund bei sich. — Bald zeigt er sich in den Abbildungen nackend, bald in bäurischer Kleidung, die bis auf die Knie reicht. Er war, wie einige wollen, ein Sohn des Faunus. Andere aber behaupten die persönliche Identität des Faunus mit dem Sylvan. In Montfaucons Antiquité expliquée findet man ein paar Abbildungen von ihm. Schon der Name zeigt an, daß er ein Waldwesen war. Es ist sehr begreif-

lich, wie die Menschen uralter Zeiten auf die Vorstellung verfallen konnten, daß dichte schattige Wälder, deren grüne Nacht uns in der zweideutigen Mischung von Licht und Schatten mehr errathen und ahnden, als — deutlich, und mit genauer Unterscheidung der Objekte — sehen läßt, von gewissen beseelten, menschenähnlichen Wesen bewohnt würden. Schatten, denen das abwechselnde Licht und der Hauch des gaukelnden Zephyrs allerlei, oft sonderbare Gestalten giebt, die in der Ferne sich zu bewegen scheinen, ein Ton, der fernher aus dem Dikkicht des Haines gehört wird und vielleicht mit einer Menschenstimme einige Aehnlichkeit hat, u. d. m. selbst die Schauer, welche uns bei'm Eintritt in alte wolkenhohe Haine anwandeln, die feierliche Stille und das geheimniß-

volle Schweigen weit umher, welches nur selten durch ein Geräusch unterbrochen wird — alle diese Erscheinungen sind sehr geschickt, die Einbildungskraft zu erschüttern, und ihr Spiel zu begünstigen. Zur Zeit, als die Könige noch in Rom regierten, hörte man einst aus einem Walde hervor eine schreckliche Stimme, die für die Stimme Sylvans gehalten wurde. — Seneka sagt im 41. Briefe: Si tibi occurrit vetustis arboribus, et solitam altitudinem egressis, frequens lucus, et conspectum coeli densitate ramorum aliorum alios protegentium submovens, illa proceritas sylvae, et secretum loci [die Heimlichkeit, das Verborgene, Schauererregende des Ortes] et admiratio umbrae, in aperto tam densae atque continuae, fidem tibi numinis facit. Et si quis specus saxis penitus

exesis montem suspenderit, non manu factus, sed naturalibus caussis [die aber dem Bewunderer nicht bekannt seyn dürfen] in tantam laxitatem excavatus, animum tuum quadam religionis suspicione percutiet. — —

Bei rohen unwissenden Menschen, denen die Ursachen der Phänomene beinahe noch ganz unbekannt waren, wirkten jene Eindrücke wilder und majestätischer Natur noch weit stärker auf ihre Einbildungskraft, als heutiges Tages bei uns, die wir uns durch abstrakte Philosophie von mancher Furcht befreiet, und manches auf Illusion beruhende Vergnügen *) für uns zernichtet haben.

*) Und ist nicht das meiste Vergnügen unter dem Monde auf Täuschung gegründet? Täuschung, oder nicht! wofern sie nur den Charakter des Angenehmen hat, ist sie immer Wohlthat der Natur, und wir wollen sie willkommen! heißen.

G.

Wunder sind: Begebenheiten, die sich in der Sinnenwelt zutragen, und von einer außersinnlichen intelligenten Ursache, um einer gewissen Absicht willen, gewirkt werden.

Begebenheiten. — Denn das Seyn, oder [mit andern zu reden] die Substanz, das allen Beschaffenheiten und Erscheinungen zum Grunde liegende Reale, kann nicht als Wunder angesehen werden. Es ist absolut nothwendig, wesentliche Bedingung jeder Form oder Art zu seyn. Ohne dasselbe wäre nichts wirklich, nichts möglich. Es gäbe keine Natur. Was sich aber von der Natur nicht trennen läßt, was wesentlich zu ihr gehört, ist kein Wunder.

Im Bleibenden, Fortdaurenden, Unveränderlichen finden wir also das Wunder nicht, da wir gezwungen sind, es bei allem Wechsel der Erscheinungen zu denken. Man muß also sehen, ob sich der Begriff des Wunders auf etwas in der Reihe des Successiven anwenden läßt? — —

In der Sinnenwelt. — Denn was außer ihr etwa geschähe, *) würde von uns nie wahrgenommen, noch erkannt werden können. Wir würden davon reden, wie der Blindgeborne von den Farben. —

Von einer außersinnlichen Ursache gewirkt. — Denn, was

*) Im Unendlichen geschehen, heißt in der Sprache der Mathematiker so viel, als niemals und nirgends geschehen. Im Unendlichen schneiden sich zwei Parallel-Linien, und die Hyperbel kommt mit der Asymptote zusammen. — —

Menschen, Thiere, Pflanzen, Elemente u. d. wirken, ist, wie man gestehet, kein Wunder, gesezt auch, daß es eine bisher noch nie gesehene, ungewöhnliche Kombination der Theile, u. d. wäre. Es ist kein Wunder, wenn ein in die Luft erhobener Stein nicht herunterfällt, so lange ein Mensch ihn mit der Hand unterstüzt und die Last nicht die Kraft dieses Menschen überwiegt. Aber ein in der obern Luft frei schwebender Stein, der von keinem sichtbaren Wesen gehalten oder unterstüzt wird, und doch nicht herunterfällt, würde uns ein Wunder zu seyn scheinen; und da wir nicht glauben können, daß etwas ohne Ursache geschiehet, und wir auch den Grund vom Schweben des Steines in der Luft, nicht in der Natur des Steines, und nicht in der Natur der ihn umgebenden spezifisch leichtern Luft antreffen können, so wür-

den wir voraussezen, daß ein unsichtbares Wesen das Herabfallen des Steines verhindert. Im Grunde könnten wir nur auf ein unbekanntes Etwas schließen, welches die natürliche Wirkung der Schwere, oder der Tendenz des Steines, gegen den Mittelpunkt der Erdkugel zu fallen, suspendire. In einer so einzelnen, keinen Zweck verrathenden, Handlung, würden wir keine Spur eines Verstandes entdecken, und also aus ihr nicht auf eine intelligente Ursache des isolirten Phänomens schließen können. —

Mit Absicht gewirkt. — Ich seze hier gar nicht voraus, daß diese Absicht gerade und nothwendig die Bestätigung einer Religionslehre, oder der Beweis der göttlichen Sendung irgend eines Menschen seyn müsse, obgleich einige angesehene Theologen sich keinen an-

dern Zweck der Wunder denken können. — Man kann das Wunder auf die Rechnung der unmittelbar wirkenden Allmacht selbst schreiben — denn, wer kennt den ganzen Plan, die unerforschlichen Absichten des Allmächtigen? — oder, man mag es für eine Wirkung der Mittelgeister, deren Existenz freilich erst erwiesen werden müßte, erklären, so kann man nie a priori behaupten, es könne nur diese oder jene Absicht, und keine andere, bei dem Wunder Statt gefunden haben. Woher käme uns diese exakte Kenntniß von den Entschlüssen, Absichten, und — wofern von endlichen intelligenten Wesen die Rede ist — Launen der Ueberirdischen? — —

Wir würden sie nur aus einigen wenigen, isolirten Aeußerungen kennen, nach welchen sich aber ihr ganzer

Charakter — wenn man so reden darf — und ihr ganzes Verhalten in andern, vielleicht sehr unähnlichen, Fällen, durchaus nicht bestimmen ließ. — —

Uebrigens scheint es, daß wir bei der Voraussezung der Mittelgeister — gute, oder böse gilt hier gleich, — und der Möglichkeit, daß sie in unserer Erd- und Menschenwelt fühlbare und ohne sie nicht zu erklärende Veränderungen *) hervorbringen können, alle sichere Merkmale für die sogenannten göttlichen Wunder einbüßen, und mithin auch Wunder ihre Kraft verlieren, irgend eine Lehre, als göttlich geoffenbart, zu bestätigen. — Die Zaubereien, welche die Kunst der Magier

*) Aber ist das eine gute Erklärung, welche — etwas noch Unerklärbareres voraussezt? — —

und Theurgen, durch den Beistand guter oder böser Dämonen wirkt, könnten wir von den Wundern des Gottes, den die Religion uns verkündigt, nie unterscheiden. Das Kräftemaaß, welches zu diesen gehört, kennen wir so wenig, als das, welches zu jenen erfodert wird. — — Wir wissen nur, daß beides Wirkungen sind, zu welchen unsere Kräfte kein Verhältniß haben. Die Heilsamkeit der Lehre, die Vortreflichkeit der Moral, dürfte man schwerlich in diesem Falle als ein sicheres Unterscheidungskennzeichen göttlicher Wunder annehmen können. Warum sollte ein Kakodämon unter gewissen Umständen nicht eben sowohl eine gute Moral lehren lassen, oder seine Macht zur scheinbaren Bestätigung *)

*) Wiewohl es nicht leicht ist, zu begreifen, wie irgend eine wirklich brauchbare mora-

derselben darleihen können, als, der gemeinen Erfahrung zufolge, in Schriften und wohl gar auf der Kanzel, ein Lügner die Pflicht, die Wahrheit zu reden, ein Hurer oder Ehebrecher die Tugend der Keuschheit, ein dem Trunke ergebener Vater die Pflicht der Mäßigkeit, ein Geizhals die Verbindlichkeit den Armen Gutes zu thun, sehr nachdrücklich einschärfen kann? Weiß der Kakodämon etwa nicht, daß die Menschen in dem gewöhnlichen Laufe ihres Lebens ordentlicher Weise weit mehr nach den Eingebungen ihrer Leidenschaften und ihres besondern Interesse, als nach den strengen und oft ihren Neigungen widersprechenden Vorschriften der Moral zu handeln pflegen? —

lische Vorschrift, einer Bestätigung durch ein Wunder bedurfte? — —

Uebrigens scheinen diejenigen freilich nicht ganz unrecht zu haben, welche dafür halten, daß der menschliche Verstand, durch die Erfahrung [von den guten und schlimmen Folgen unserer Handlungen] und das Interesse erleuchtet, die Moral eben so wohl ohne Dämon erfinden konnte, als er der Offenbarungen und Eingebungen eines solchen nicht bedurfte, um die Algeber zu Stande zu bringen. — Durch dieses Geständniß wird der Heiligkeit und Würde unsrer Religion um so weniger etwas entzogen, da der Zweck dieser Tochter des Himmels keinesweges — wie es einigen Neuerern gefällt — bloß Moral ist.

Ich bin über die Materie, welche ich in gegenwärtigem Abschnitt des Anhanges zum zweiten Theile der Gespräche über die Feld- und Waldgötter

der Alten berührt habe, darum etwas weitläuftig gewesen, weil einige — ich entscheide hier nicht, mit wie vielem, oder wie wenigem Grunde? — zu behaupten geneigt sind, daß die verschiedenen Zweige des Wunderbaren — von den geheiligten Mirakeln der Religion an, bis zu der Feerei und Magie herab, und von der Blauen Bibliothek an, bis zu den göttlichen Urkunden des alten und neuen Bundes hinauf, *) nicht bloß im generischen Begriffe überein kämen, sondern auch noch durch etwas zweideutige und unsichere specifische Charaktere unterschieden würden. — —

---

*) Welche von ganz anderer Art sind. —

H.

Das erste merkwürdige Fest des Decembermonds waren die Faunalien, die an den Nonis, oder am fünften Tage, gefeiert wurden. Sie waren — fröhliche Landfeste, welche die Landleute auf den Wiesen hielten, und wobei sie dem Faunus, den man mit dem griechischen Pan identificirt hatte, einen Rehbock opferten. Die alte Sage war: in diesem Monat verlasse dieser Gott Italien, um wieder nach Arkadien zurückzugehen. Der Beweggrund des Opfers war, ihn abzuhalten, daß er bei seinem Durchzuge den Heerden nicht schaden möchte. Man sehe unter andern die achtzehnte Ode im dritten Buche des Horaz. „Faunus, du Liebhaber „der schüchtern fliehenden Nymphen! „gehe gnädig durch meine Grenzen,

„und füge dem jungen Vieh keinen „Schaden zu! Denn opfere ich dir nicht „jährlich einen jungen Ziegenbock? Fehlt „es dem der Göttinn von Cythere ge= „weih'ten Becher je an Wein? — und „dampft jene antike, dir errichtete Ara „nicht von angezündetem Weihrauch? — „Die Heerden scherzen auf dem grasrei= „chen Felde, *) wenn der fünfte Decem= „ber, dir heilig, zurückkehrt. Das Dörf= „chen, von der Arbeit feiernd, begehet „auf der Wiese dein Fest. Jezt irrt der „Wolf unter den sichern Lämmern. Dir „läßt der Wald seine Blätter fallen. „Der Landmann tanzt fröhlich auf dem „Boden, den er mühsam baute.“ —

---

*) Dieses Fest hätte man bei uns nicht auf dem grasreichen Felde feiern können. In einigen Gegenden Italiens macht es die Natur möglich. —

Man siehet, daß man sich vor dem Zorne, oder wenigstens dem Muthwillen, des arkadischen Gottes fürchtete, ob ihn gleich der Venusinische Sänger in der siebzehnten Ode seines zweiten Buches Mercurialium custos virorum nennt, und Virgil versichert: Pan curat oves, oviumque magistros. Ovid, im zweiten Buche Fastorum sagt: Pan erat armenti custos. — — Der Ausdruck: Terror panicus, [Panisches Schrecken] zeigt genugsam an, daß man dessen ungeachtet dem Pan oder Faunus bisweilen einen Schabernack zutrauete. Der gelehrte Boulanger in der Antiquité dévoilée, hält dafür, man könne mit dem Namen des Panischen Schrekkens alle Furcht vor dem Untergange der Welt, und der Herabfahrt des großen Richters bezeichnen, den man am Ende der Zeiten erwarte.

te. — — In so fern ist seine Idee wenigstens wahrscheinlich, daß das Fest des Faunus, bei seinem Ursprunge, so wie die meisten Feste, kein fröhliches, sondern ein trauriges Fest gewesen ist, welches das Gefühl unseres Elends und unserer Unsicherheit zum Grunde, und die Abwendung eines Uebels zum Endzweck hatte. Es verlohr in der Folge seinen ursprünglichen Charakter, welcher Ernst und Traurigkeit war. Die zurückgekehrte Stille der Natur nach langen verheerenden Revolutionen, und die weniger erschwerte Befriedigung unserer Bedürfnisse, das angenehme Gefühl größerer Sicherheit, erlaubte den Menschen späterer Zeiten, bisweilen fröhlich zu seyn, und die Freude — welche sonst nicht die herrschende Leidenschaft der Religion *) ist — selbst

*) Oder diejenige Leidenschaft, die durch den

in die Feier gottesdienstlicher Feste über-
zutragen. — —

I.

Ein Werkchen des Ehrwürdigen Pater Bolduci, aus dem Orden der lang-bärtigen Jünger des heil. Franz von Assisi, giebt uns über den Ursprung des Faunus einen so evidenten Aufschluß, daß ich, wenn ich das Glück gehabt hätte, früher mit den antiquarisch-historischen Entdeckungen dieses gelehrten Kapuziners bekannt zu werden, einen großen Theil meines Buches über Faunen und Satyrn gar nicht ge-

---

Geist der Religion vorzüglich genährt und begünstigt würde. — Dieser Geist scheint mehr dem Mißfallen an uns selbst, der Traurigkeit und Reue, als der Fröhlichkeit und muntern Laune verwandt zu seyn. — —

schrieben, sondern mich lediglich auf die — mehr als Huet-Fourmonti-schen — Demonstrationen des sinnreichen Mannes ohne Hosen bezogen haben würde. Japhet, Noahs dritter Sohn, zog sich unter dem Namen Saturnus nach Latium zurück, und übergab seinen Sohn Pikus den Kureten zur Erziehung, welche dem Zeugniß des Vaters Bolduci zufolge, eine Art von Mönchen [!!] waren. — Pikus zeugte den Faunus, und ging nach dieser Handlung — in ein — Kloster, wo er bei seiner Einkleidung den Namen Jupiter erhielt, welcher von Yahoh oder Jehovah abstammt. Pater Jupiter brachte den Rest seiner Tage auf der Insel Kreta zu. Die blinden Heiden sagten ihm viele Sottisen nach. Aber seine Reliquien wurden in großen Ehren gehalten. — Faunus —

der uns hier besonders interessirt — ging bald als Eremit in die Wildniß, und stiftete einen Orden, nachdem er den Namen Merkurius angenommen hatte. Er und seine Ordensbrüder bewohnten im Walde hohle Bäume, fraßen Kräuter und Wurzeln, und bedeckten sich — weil die Philosophie der Gymnosophisten die ihrige nicht war — mit Ziegenfellen. Die Nachwelt verwandelte aus Ignoranz den ehrwürdigen Abt Merkur und seine geistlichen Brüder in eine Art von Bockmenschen, und ihren hebräischen Namen Sairim, in Satyrn. —

In der That hätte Pater Bolduci seine Deduction von dem Ursprunge der Faunen und Satyrn noch durch die Bemerkung der Aehnlichkeit verstärken können, welche sich zwischen den Faunen und Satyrn der Alten, und un-

fern Mönchen — sonderlich, wenn man der skandalösen Kronik glauben will — den Kapuzinern und Karmelitern, in Ansehung gewisser Theile ihrer animalischen Oekonomie findet.

Panes, et in Venerem Satyrorum
prona juventus,

singt Ovid, Lib. I. Fastor. von den ehrwürdigen Brüdern des Abts Faunus, der hernach Merkur hieß; und man darf nur die Histoire de Gouberdom, die Thérése Philosophe, und einige geheime Nachrichten, u. s. w. gelesen haben, um sich die Analogie der heiligen Cölibatairen unsrer Zeit mit den Panen und Satyrn des blinden Heidenthums zur Evidenz zu erheben. — —

Wenigstens werden wir nicht sehr irren, wenn wir, statt den Faunus für einen nicht galanten Abbé,

und die Satyrn für morgenländische Mönche zu halten, wie Vater Bolduci will — vielmehr unsere Mönche für die Stellvertreter der Satyrn, und die Erben ihres illüstersten Talents ansehen.

K.

Ein gewisser neuerer Sophist sagt: „Wollte man daraus, daß Wunder ungewöhnlich sind, daß jezt keine „mehr geschehen, auf die Nichtexistenz „der antiken Mirakel schließen, so müß„te man auch die Existenz des alten „Sparta und Roms und ihrer Heroen „läugnen, weil uns heut zu Tage „in demjenigen beschränkten Kreise der „gemeinen Erfahrung, den wir jezt den „Lauf der Natur nennen, dergleichen „Erscheinungen nicht mehr aufstoßen.“ —

Dieses Raisonnement, ich gestehe es, hat mir nie so bündig geschienen, als es, wo ich nicht irre, einigen gelehrten Leuten geschienen hat. — Die Existenz von Sparta, Rom und ihre Heroen waren höchstens nur Quasiwunder, Wunder in der moralischen Gattung; und wir sind nicht berechtigt, die Kleinheit unserer Seelen zum Maaßstabe für mögliche Seelengröße überhaupt anzunehmen. Was vermögen nicht Erziehung, Beispiel, durch ganz natürliche Mittel erregter Enthusiasmus, Vaterlands- und Freiheitsliebe, Stolz und Ambition über den Menschen? Der Lappländer, der Eskimo, siehet unter seinem gefrornen Himmel nur Pygmäen. Aber würde er berechtigt seyn, daraus zu schließen, daß fünftehalb Fuß die größte Höhe sind, die unter allen Klimaten der Mensch erreicht? — —

So ungefähr debütirte Johann Jakob Rousseau von Genf, gegen den Herrn von Beaumont, Erzbischof von Paris. Aber laßt uns gestehen, daß man sich in einer etwas unbequemen und mißlichen Lage befindet, wenn man einem Erzbischof gegenüber — disputirt. — —

L.

Aelian, in den mancherlei Erzählungen, sagt von den Feld- und Waldgöttern: „Die Satyrn machten die lustige Gesellschaft des Bacchus *) aus. Den Namen Tityren führen sie der rauhen und unregelmäßigen Gesänge wegen, die sie lieben. — Satyrn

*) Welcher, einer uralten Idee und Sage zufolge, in Indien, dem Vaterlande großer menschenähnlichen Affen, gewesen ist. —

heißen sie vom Mundverzerren, Silenen, von unanständiger Gaukelei und Verspottung. Die Kleider, welche die Silene trugen, waren auf beiden Seiten haarig. Diese Tracht hatte eine Beziehung auf die dem Bacchus heiligen Gewächse, die dichtbelaubten Weinberge, und ihre durcheinander geschlungenen Reben." — — So weit Aelian.

Ich habe schon irgendwo gesagt, daß es, obgleich die ältern Satyrn bisweilen überhaupt Silene genannt werden, dennoch ursprünglich nur Einen Silen gegeben zu haben scheint, der des Bacchus Begleiter und Pflegevater war. Man hat noch einige antike Gemmen, worauf die Gestalt der Silenen von der Abbildung der Satyrn sehr abweicht. Silen wurde als ein alter Mann, auf einem Esel reitend, und fast allezeit trunken, vorgestellt. Man

schrieb ihm eine besondere Weisheit und Vorhersehung des Zukünftigen zu. — —

Die älteste Erwähnung der Silenen kommt in einer dem Homer zugeschriebenen Hymne an die Venus vor. Der Poet Nonnus legt ihnen haarige rauhe Beine bei. Es sind noch in den Bronzi d'Ercolano, beim Cavaceppi, im Werk der Zanetti von den Statüen der St. Markusbibliothek zu Venedig, u. a. m. Silenengestalten vorhanden, die über den ganzen Körper haarig sind. —

Eine Beilage
zu den Gesprächen über Faunen, Satyrn und Silenen.

— — Fauni sacra bicornis eunt.
Dicite, Pierides! sacrorum quae sit origo?
Ovid. Fastor. Lib. 2.

Ich habe behauptet, die Idee von Panen, Satyrn und andern Feld- und Waldgöttern der Alten sei nicht griechischen Ursprungs. Ich bin von der Meinung eines großen Kenners des Alterthums*) abgegangen, welcher sagt: „daß die großen (menschenähnlichen) „Affen, von denen man die Idee der

*) Des Hrn. Hofrath Heyne.

„Satyrn gemeiniglich ableitet, nicht „das geringste zu derselben beigetragen „haben.“ — — Die Affen, fügt er hinzu, waren in Griechenland nicht zu Hause. — —

Dieses Argument würde entscheidend seyn, wenn nur die Idee jener Waldwesen zuerst in Grácien aufgekommen wäre. Allein hieran zweifle ich sehr, und bin vielmehr geneigt, große menschenähnliche Affen, und die heiligen Böcke zu Mendes für die Originale anzusehen, wovon man die Idee der Satyrn abgezogen hat, welche hernach die Künstler in ihren Abbildungen und Darstellungen, nach Maaßgebung ihrer spielenden Einbildungskraft, verschiedentlich modificirt haben. Ich leite den Ursprung der Idee von jenen Feld- und Waldgottheiten aus Indien und Aegyp-

ten her. Meine Gründe sind in ihrer Verbindung folgende:

1. — Daß Bacchus in Indien gewesen ist, und daß er, einer uralten Idee und Sage zufolge, mit einer Begleitung von Satyrn vorgestellt wird.

2. — Die alten Indier verehrten den Pan.

3. — Von den Ufern des Ganges her, erhielt, nach Büttners wahrscheinlicher Hypothese, Aegypten seine ersten Bewohner. Mithin kamen auch Indische Begriffe und Gebräuche nach Aegypten. —

4. — Dieses wird unter andern Anzeigen auch noch durch die große Aehnlichkeit bestätigt, die man zwischen manchen Stücken des indischen und des ägyptischen Gözendienstes findet. Eine Uebereinstimmung, welche schwerlich ein Werk des bloßen Zufalls seyn kann. —

5. — Die Aegypter verehrten heilige Böcke und heilige Affen. — —

6. — Sowohl in der thebaischen Wüste, als in Ostindien und in den äthiopischen Wildnissen und Höhlen gab und giebt es noch jezt große menschenähnliche Affen, die dem Menschen an körperlicher Stärke weit überlegen sind.

7. — Diese Affen waren, wie auch Herr von Paw vermuthet, in uralten Zeiten zahlreicher, als sie es jezt sind. Sie konnten zerstreuet lebenden Menschen — ehe sich diese in zahlreiche Gesellschaften vereinigt und künstliche Waffen erfunden hatten — sehr furchtbar seyn, selbst um ihrer Geilheit willen, welche sie auf die Weiber von der menschlichen Raçe so begierig macht.

8. — Die Furcht schuf die meisten Gottheiten, war, mit der Unwissenheit

verbunden, die Quelle der Superstitionen.

9.— Dazu kommt, daß noch jezt gewisse Negervölker dafür halten: bloß aus Eigensinn wolle der Pongo nicht reden. — — In den rohen unwissenden Zeitaltern wurden die Menschen — so wie oft noch jezt einige Wilden — bei Betrachtung der Naturwesen, von gewissen eingebildeten Aehnlichkeiten und Beziehungen gerührt, die auf uns keinen Eindruck machen. — Man schrieb einigen Thieren gewisse sonderbare Eigenschaften und übernatürliche Kräfte zu, z. B. ein prophetisches Talent, oder die Gabe, gewisse zukünftige Dinge vorherzusehen und anzuzeigen. — —

10.— Dieses kann sehr wohl auch bei dem Pongo geschehen seyn, der den uralten Wilden auch schon wegen

seiner Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt besonders auffallen mußte.

11.— Die Pelasger, die zu den ältesten bekannten Einwohnern Griechenlandes gehören, erhielten den Anfang ihrer Kultur, und mithin viele ihrer Begriffe und Gebräuche, von ägyptischen Kolonisten, die sich in Grácien niederliessen. Wer kennt nicht Cekrops und Danaus? —

12.— Vom Danaus insonderheit ist es bekannt, daß er viele ägyptische Religionsgebräuche nach Griechenland mitbrachte. Also — auch wohl die Idee des Pan, die Vorstellung der heiligen Böcke und der verehrten Affen. — —

13.— Affen gab es in Griechenland nicht. Die Künstler hatten die physischen Originale zu der Idee von

Satyrn also nicht vor Augen. Desto mehr konnten sie die Führung ihres Pinsels oder Meißels dem freien Spiele ihrer Einbildungskraft überlassen. Desto eher konnten sie aus einzelnen Pertinenzstücken des Affen und des Bocks ihre Vorstellung jener Waldgötter zusammensezen. So erreichten sie auch ihren Zweck, das Wunderbare und Abentheuerliche, welches zum Wesen der Volksreligionen gehört, zu vermehren. — —

14. — Pelasgische — und Pelasgisch-Hellenische Kolonieen kamen zu verschiedenen Zeiten aus Griechenland nach Italien, und führten den dortigen Wilden ihre — zum Theil aus Aegypten herstammende — Begriffe und Sitten zu. — —

Jedermann kennt insonderheit den Zug Evanders aus Arkadien nach La-

tium. Er war ein Sohn der Themis oder Carmenta, die mit einem prophetischen Geiste begabt war. Auch gab dieser Arkadier den alten Lateinern Götter, Tempel, die Leier, etwas sanftere Sitten und einige Gewerbe. —

Pana Deum pecoris veteres coluisse
feruntur,
Arcades. — — — *Ovid.* Fastor. Lib. 2.

Transtulit Evander silvestria numi-
na secum. —
Inde Deum colimus, devectaque sacra
Pelasgis. —
Ovid.

Eben dieser Dichter singt:

Exsul ab Arcadiis Latios Evander in
agros
Venerat, impositos attuleratque
Deos. — —

Damals kam also die Verehrung des Pans aus Arkadien nach Italien. —

Virgil bezeugt in der Aeneide, daß Faunus ein Sohn des Pikus, und der vierte König der Aboriginer gewesen sei. Er lebte zu der Zeit, als Pandion zu Athen regierte, etwa 120 Jahre vor dem Trojanischen Kriege. Dionys von Halikarnaß sezt ihn in die Zeit des Evanders und Herkules. Das thut auch Justin, der Epitomator des Trogus Pompejus. Lactantius giebt ihn für einen sehr religiösen Fürsten aus.

Faunus ließ sich während seiner Regierung den Feldbau sehr angelegen seyn. Nach seinem Tode versezte man ihn aus Erkenntlichkeit unter die Feldgötter. Es kann seyn, daß man ihn nach Ablauf einiger Zeit mit dem Pan selbst verwechselte, dessen Dienst Evander in Latium eingeführt hatte. Sylvan war, wie einige wollen, ein

Sohn des Faunus. Andere behaupten die persönliche Identität des Faunus mit dem Sylvan.

Zu den Beweisen, daß die Idee der Satyrn von einer Art großer Affen abstrahirt worden ist, kann auch noch der Umstand hinzugefügt werden, daß die alten Erd- und Reisebeschreiber den Aufenthalt der Aegipanen und Satyrn gerade in diejenigen Gegenden versezen, wo noch jezt menschenähnliche und sehr starke Affen angetroffen werden. — —

Der Geograph Ptolemäus sagt, im Indischen Ozean, über den Ganges hinauf, lägen drei von Satyrn bewohnte Inseln. Vom Gebirge Atlas in Afrika sagt Plinius: Aegipanen und Satyrn schwärmten daselbst herum. Von einer gewissen nicht weit von Aegypten und der Insel Meroe gele-

genen Gegend Aethiopiens berichtet er uns, daß, der Sage nach, sich daselbst auf anmuthigen schattigen Hügeln, Satyrn und Aegipanen aufhielten. — Pomponius Mela erzählt in seinem dritten Buche de situ orbis: jenseits eines gewissen Vulkans an der Küste von Afrika, welchen der Punische Seefahrer Hanno gesehen habe, grünten Hügel, die eine lange Strecke bildeten, und von denen herab man unübersehbare Felder erblickte, die von Panen und Satyrn besucht würden. — — Diese Meinung, fügt Mela hinzu, gründe sich auf den Umstand, daß diese Gegend ungebauet, ohne Häuser, ohne menschliche Fußtapfen, oder Spuren, und bei Tage alles still und öde sei, des Nachts aber sehe man viele Feuer leuchten, und höre den Schall der Cymbeln, Pauken und Pfeifen. — — So

bemerkte auch — wie ich in den Gesprächen über Faunen und Satyrn schon angeführt habe — Hanno auf seiner Flotte, daß am Tage auf dem Kontinent weit umher tiefes Schweigen herrschte. Des Nachts hörte man Musik, und sah überall Feuer. Unsere neuern Reisebeschreibungen bekräftigen eben dieses. Die Afrikaner dieser Küste flüchten bei Tage in den Schatten dichter Wälder, um den brennenden Strahlen der Sonne zu entgehen. Des Nachts aber wachen sie, zünden viele Feuer an, um die Löwen, Panther, Hyänen, u. d. abzuhalten, und erlustigen sich mit Tanz und Musik. — —

Was aber die ältern, schon mit der Idee von Satyrn eingenommenen, Seefahrer auf den Gedanken leiten konnte, daß diese Küsten von jenen Halbgöttern

bewohnt wären, war der Umstand, daß sie sich nur eine kurze Zeit in diesen wenig besuchten Gegenden aufhielten, daß sie am Tage keine Menschen daselbst zu sehen bekamen, und des Nachts in einiger Entfernung vom Ufer auf ihren Schiffen blieben, weshalb sie nur die im Lande angezündeten Feuer, nicht aber die Einwohner selbst ansichtig werden konnten. — — Vielleicht aber sahen sie am Tage bisweilen in der Ferne große starkbehaarte Affen, die mit der menschlichen Gestalt einige Aehnlichkeit hatten. — —

Der Trieb der Affen, menschliche Handlungen nachzuahmen, ist bekannt. Minerva *) warf einst eine

*) Ovid erzählt es Lib. VI. Fastor. v. 703 u. f. Das Studium der Libri Fastorum will ich

Flöte weg, weil ihr jungfräuliches Gesicht durch das Blasen derselben entstellt wurde. Ein Satyr — Marsyas — fand sie, nahm sie auf, wunderte sich darüber, kannte aber ihren Gebrauch nicht. Durch Blasen brachte er zu seinem Erstaunen Töne heraus.

Dieses Abentheuer ist das Sujet mancher antiken Kunstwerke geworden. So bildete der Künstler Myron aus Bronze diesen Satyr, der die Flöte vor das Ohr hielt, voll Verwunderung über den Laut, den sie von sich gab.

Durch alles, was ich bisher über den wahrscheinlichen Ursprung der Fau-

O 2

---

jedem Freund des Alterthums empfehlen. — —

nen, Satyrn, Silenen, Panen und Aegipanen gesagt habe, begehre ich jedoch keineswegs den Antheil gänzlich zu läugnen, den die Absicht der alten Orgien und Dionysischen Feierlichkeiten — den Uebergang der Menschen aus dem thierischen und Waldleben zu einer gesitteten und menschlichern Lebensart fast pantomimisch vorzustellen und das Andenken uralter Zeiten und Begebenheiten zu erneuern — an der Ausbildung und nähern Bestimmmung der Ideen von Satyrn und Silenen gehabt zu haben scheint. Es war eine Zeit, da die Menschen, den Affen ähnlich, Höhlen bewohnten, in Wäldern umherirrten, und mit zottigen Thierfellen nachlässig bedeckt waren. Allein den ersten Anlaß zu der Vorstellung jener Feld-

und Waldgötter scheinen diese Wilden doch nicht gegeben zu haben. In den alten Kunstwerken, welche Satyrn und Silenen abbilden, ist — einige junge Faune von außerordentlicher Schönheit abgerechnet mehr die Affengestalt, als die menschliche *) ausgedrückt. Auch haben sie einen Schwanz und spize Ohren. Die Panen haben noch dabei Ziegenfüße. — Plinius erwähnt, wo er von den Affen handelt, der Satyrn ausdrücklich, als einer besondern Species derselben. — —

*) Pomponius Mela sagt in der Beschreibung von Afrika: Satyris, praeter effigiem, nihil humani. Aegipanum, quae celebratur, ea forma est. Er scheint also eine Art großer Affen in Afrika für die Originale zu der Idee von Satyrn zu halten. —

Eine nähere Entwicklung und Ausführung der Gründe, wodurch die von mir vorgetragene *) Idee vom Ursprunge der antiken Feld- und Waldgötter unterstüzt werden kann, bleibt der Fortsezung oder dem etwanigen dritten Theile der Dialogen

---

*) Die Idee, daß große Affen die Urbilder zu der Vorstellung von Satyrn gewesen sind, ist bekanntlich nicht neu. Aber sie ist meines Wissens noch nie mit allen den Gründen unterstüzt worden, deren sie fähig ist, und man hat sie noch kürzlich bestritten. Mir hat sie, ich gestehe es, unter allen Hypothesen über die Origines Fauni et Satyrorum die größte Wahrscheinlichkeit, und ich bilde mir ein, daß wenigstens nicht alles, was ich über meine Waldgötter gesagt habe, von andern — zumal in der Beziehung, worin ich es anwende — bereits gesagt worden sei. —

über Faunen und Satyrn, u. s. w. vorbehalten, welchem — mit der Zeit — ähnliche Abhandlungen über Nymphen, Oreaden, Dryaden, u. d. folgen könnten.

Ueber das Nymphäum bei Apollonia in Albanien, und den daselbst gefundenen schlafenden Satyr.

Apollonia liegt nach dem Berichte des Strabo, zehn Stadien vom Flusse Aous, und sechzig Stadien vom Jonischen Meere. Korinther und Korzyräer hatten diese alte und ehemals berühmte Stadt gemeinschaftlich erbauet. Die Güte ihrer Geseze vermehrte ihren Ruhm. In der Gegend der Stadt war ein heiliger Plaz, Nymphäum genannt. Hier sah man einen feuerspeienden Felsen, unter welchem heilsame warme Quellen und Asphaltgruben wa-

ren. Diesem Asphalt oder Erdpeche schreibt Strabo *) das Brennen des Felsen zu. Nicht weit davon waren Metallgruben, die man als Beweis des Wachsens der Erze und Minern anführen könnte, wenn es wahr ist, daß sie sich, wie die Alten berichten, immer wieder mit Metall füllten, wenn man das in ihnen befindliche herausgeholt hatte. Die brennenden Asphaltquellen sind, wie Plutarch bezeugt, mit grünen Thälern und Wiesen umgeben. Den brennenden Hügel nennt Aelian das ewige Feuer, und sagt von ihm, er sei weder sehr hoch, noch groß, verbreite

*) Die Quellen meiner Nachricht sind Strabo, Dio Cassius, Plutarch im Leben des Sylla, Aelian Hist. var. welcher Leztere aus dem Buche „von wunderbaren Dingen" welches dem Aristoteles zugeschrieben wird, seine Kenntniß des Nymphäum geschöpft zu haben scheint. —

aber einen Geruch von Pech und Schwefel, und zeuge um sich her grüne Bäume und Gewächse, deren jungen Zweigen und Sprossen das hervorbrechende Feuer nicht schade.

Sylla zog durch Thessalien und Macedonien gegen das Meer zu, um von Dyrrhachium nach Brundusium überzugehen. Auf dem Nymphänm fand er einen schlafenden Satyr, der nach Plutarchs Bericht eben so aussah, wie die Bildhauer und Maler die Waldgötter vorstellen. Sylla ließ ihn in mehrern Sprachen befragen, wer er wäre? Da aber keine vernehmliche Worte, sondern mit Mühe nur ein unartikulirter Ton — der dem Wiehern eines Pferdes und dem Mäckern eines Bockes glich — aus ihm herausgebracht werden konnte, so entsezte sich Sylla, und ließ das Ungeheuer wieder wegschaffen. — —

Man kann — die historische Wahrheit des Fakti vorausgesezt — mit Sicherheit annehmen, daß dieser Satyr entweder ein durch einen unbekannten Zufall in diese Gegend gekommener großer Affe, oder einer von jenen einsam lebenden wilden Menschen gewesen ist, die, als Kinder, in unwegsamen Wäldern sich verirrten, und ohne menschliche Gesellschaft unter dem Wilde aufgewachsen sind. Man hat bisweilen, wiewohl selten, solche in den Einöden thierisch gewordene einzelne Menschen gefunden. Von dem Mangel der Sprache, und vom Hervorbringen thierischer unartikulirter Töne, konnte man bei'm Satyr des Sylla auf den Mangel der Vernunft, und von diesem auf die Nichtgottheit und bloße Animalität des vermeintlichen Waldgottes schließen. — — Einige tau-

send Jahre früher — wäre die Gottheit oder Halbgottheit des Ungeheuers leichter zu constatiren, oder schwerer zu widerlegen gewesen.

Der Satyr, welchen Cäsar und sein Heer über den Rubikon gehen sah, war sicher nichts, als ein auf Befehl Cäsars in einen Satyr verkleideter Soldat, der um eines politischen Zwekkes willen diese Rolle spielen mußte.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knoblauch, Karl <<von>>,

Ueber Faunen, Satyrn, Panen und Silenen Einige Gespräche

Bd.: 2

(1791)

Coburg, Landesbibliothek -- A I 6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11911848-2